

EINE WELT



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

3

NR. 4 / DEZEMBER 2021

Das DEZA-Magazin
für Entwicklung und
Zusammenarbeit

www.eine-welt.ch

8

9

FORSCHUNG

Erfolgreich und herausgefordert
im Kampf gegen Armut

14

MUTIGE JUGEND

Myanmar nach dem Militärputsch

15

ENTKOLONISIERTE HILFE

Noch immer nicht selbstverständlich

DOSSIER FORSCHUNG



8

Viel erreicht – noch sehr viel zu tun

Bei der Reduktion von Armut und Umweltschäden halten sich Erfolge und Herausforderungen die Waage

12

Entwicklungsrelevant, transnational und interdisziplinär forschen

Das Schweizer Forschungsprogramm r4d hat bereits über 50 Projekte finanziert

14

Partizipative Forschung statt westliche Agenda

Bei Kooperationen sind Vertrauen und Langfristigkeit entscheidend

16

«Weniger Konzepte, mehr Pragmatismus und Enthusiasmus!»

Marcel Tanner, langjähriger Direktor des «Swiss Tropical and Public Health Institute», im Interview

18

Vielfältiges Engagement

Die DEZA engagiert sich seit langem in der Forschung

19

Facts & Figures

EINE WELT im Internet:

www.eine-welt.ch
www.un-seul-monde.ch
www.un-solo-mondo.ch
www.one-world-magazine.ch

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der Internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen. Deshalb geben nicht alle Beiträge notwendigerweise den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

HORIZONTE MYANMAR



20

Das Ende der Ära der Zuversicht Myanmars Jugend zeigt viel Mut

24

Aus dem Alltag von...

Mark Häussermann, Co-Leiter der humanitären Hilfe in Myanmar

28

Solidarität zwischen Unterstützern, Patientinnen und Pflegenden

Eine Ärztin über ihre Arbeit unter schwierigsten Umständen

DEZA



26

Wenn die Periode die Mädchen aus der Schule vertreibt

In ländlichen Gebieten Äthiopiens ist die Menstruation noch immer ein Tabu

29

Gewalt hinter verschlossenen Türen

In Jordanien spitzt sich die Gewalt gegen Frauen zu

32

Von einer gestärkten Pflege profitieren alle

Bosnien und Herzegowina fördert die Pflegeberufe

FORUM



34

Entkolonisierte Hilfe ist noch immer eine Herausforderung

Die Black-Lives-Matter-Bewegung hat die Diskussion über strukturellen Rassismus und Machtgefälle in den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit, humanitäre Hilfe und Friedensförderung neu entfacht

37

Ein freier und sicherer Ort

Carte blanche: Die Kambodschanerin Bopha Phorn über die unterdrückte Medienfreiheit in ihrer Heimat

KULTUR



38

Zwischen Ägypten und Frankreich: Die Filmwelt Tunesiens

Das Filmschaffen in Tunesien erfreut sich seit dem Arabischen Frühling an neuen Spielräumen

- 3 Editorial
- 4 Periskop
- 31 Standpunkt von Bundesrat Ignazio Cassis
- 41 Service
- 43 Fernsucht mit Nadja Räss
- 43 Impressum

POSITIVE VERÄNDERUNG DANK FORSCHUNG



In den letzten Jahren erlebten wir einen allmählichen, aber deutlichen Verfall demokratischer Werte und wurden mit immer dringlicheren Herausforderungen in Bezug auf Klimawandel und Nachhaltigkeit konfrontiert. Die Covid-19-Pandemie hat die Zerbrechlichkeit unserer Spezies deutlich gemacht und hat verheerende Auswirkungen auf die Armutsquote und die Ernährungssicherheit von Millionen von Menschen.

Die Schweiz stellt sich dieser Entwicklung, indem sie Programme finanziert, die auf globale Probleme wie Klimawandel, Wasser, Ernährungssicherheit, Migration und Gesundheit reagieren, oder indem sie die Zusammenarbeit zwischen Entwicklungszusammenarbeit, humanitärer Hilfe und Friedenspolitik stärkt. Forschung – das Dossier-Thema dieser Ausgabe – fördert positive und dauerhafte Veränderungen.

In den letzten Jahren hatte Myanmar erhebliche Fortschritte bei der Armutsbekämpfung und dem Übergang zur Demokratie erzielt. Nach der Machtübernahme der Armee und der durch das Corona-Virus ausgelösten Krise stand das Land jedoch am Rande des wirtschaftlichen Zusammenbruchs und kurz vor einem Bürgerkrieg. Als Leiter der Internationalen Zusammenarbeit in Myanmar erlebe ich unmittelbar das Leid der Bevölkerung, die sich mehrheitlich gegen die Intervention des Militärs gewehrt hat. Das Leid ist nicht nur materiell, sondern auch seelisch, denn das Militär hat den Menschen die Träume von einer besseren Zukunft genommen.

Seit Beginn der Krise hat sich das Schweizer Programm an die neue Situation angepasst, um die Bevölkerung weiterhin zu unterstützen und mögliche Strategien zur Konfliktlösung zu finden. In dieser Ausgabe kommen junge Burmesinnen und Burmesen zu Wort,

die die tragischen Ereignisse vom 1. Februar miterlebten, während zwei Erfahrungsberichte zeigen, wie die Bevölkerung Myanmars und institutionelle Akteure wie die DEZA auf die neue Situation reagierten.

Im Rahmen des Myanmar-Programms 2019–2023 unterstützt die DEZA zwei Projekte, die darauf abzielen, wissenschaftliche Daten zur Lösung konkreter Probleme zu nutzen. Das Programm BRIDGE der Welt-naturschutzunion hat im Jahr 2020 eine Initiative gestartet, mit der die verschiedenen Gemeinschaften, die entlang des birmanischen Teils des Flusses Salween leben, in der nachhaltigen Bewirtschaftung ihrer Region und in der Lösung zahlreicher Konflikte geschult werden sollen. Die Universität Bern führt seit mehreren Jahren ein Projekt durch, das durch die Nutzung von GPS-Daten fundierte Entscheidungen und eine nachhaltigere und weniger konfliktträchtige Nutzung von Land und natürlichen Ressourcen unterstützt. Die Unterbrechung der Zusammenarbeit mit den Militärbehörden zwingt die beiden Projekte dazu, ihre Strategie zu überdenken, ohne dabei ihre langfristigen Ziele in Frage zu stellen.

Die DEZA unterstützt in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Nationalfonds Universitäten, Technische Hochschulen und multilaterale Institutionen in verschiedenen Projekten, die dazu beitragen, innovative Lösungen zu finden, um die Lebensqualität der Bevölkerung im Süden nachhaltig zu verbessern. Die Projekte entsprechen nicht nur den konkreten Bedürfnissen der Bevölkerung, sondern fördern auch deren Kapazitäten und beziehen Forschende aus den Partnerländern aktiv ein. Dieses Engagement ist mit hohen Hürden konfrontiert, zahlt sich aber langfristig aus.

Giacomo Solari

*Stellvertreter des Missionschefs und Chef
der Internationalen Zusammenarbeit in Myanmar*



© ETH Zürich/Iwan Hächler

TRINKWASSER AUS DER LUFT

(bf) Süßwasser ist in vielen Weltgegenden Mangelware und muss dort aufwendig gewonnen werden. Forschende der ETH Zürich entwickelten nun einen Kondensator für Länder mit Wasserknappheit und insbesondere auch für Entwicklungs- und Schwellenländer. Damit kann erstmals ohne Energie während des ganzen Tages Wasser aus der Luft gewonnen werden, selbst unter der glühenden Sonne. Möglich ist dies dank einer selbstkühlenden Oberfläche und einem speziellen Strahlungsschutzschild. Die neue Vorrichtung besteht im Wesentlichen aus einer speziell beschichteten Glasscheibe, welche einerseits Sonnenstrahlung reflektiert und andererseits die eigene Wärme abstrahlt. Sie kühlt sich dadurch selbst ab – auf bis zu 15 Grad Celsius unter die Umgebungstemperatur. Mit der neuen Technologie lässt sich pro Fläche und Tag mindestens doppelt soviel Wasser gewinnen als mit den besten bisherigen Technologien. Unter idealen Bedingungen lässt sich pro Quadratmeter Scheibenfläche und Stunde bis zu 0.53 Deziliter Wasser gewinnen. «Dies liegt nahe am theoretischen Maximalwert von 0.6 Deziliter pro Stunde, der sich aus physikalischen Gründen nicht überschreiten lässt», sagt der ETH-Forscher Iwan Hächler.

www.ethz.ch (Suche: Trinkwasser)

ERSTES AIDS-GENERIKUM FÜR KINDER

(zs) Gute Nachrichten an der HIV/Aids-Front: In Benin, Kenia, Malawi, Nigeria, Uganda und Simbabwe wurde an Kinder, die mit dem Virus infiziert sind, eine Tablette mit Erdbeergeschmack verabreicht. Es ist das weltweit erste pädiatrische Generikum eines antiretroviralen Schlüsselmedikaments, das sogar für Säuglinge geeignet ist. Laut UNITAID, die den Zugang zu HIV/Aids-Medikamenten erleichtert, leben weltweit 1,7 Millionen Kinder mit der Krankheit. Nur die Hälfte von ihnen erhält eine Behandlung, die oft schlecht dosiert oder wegen ihres bitteren Geschmacks schwer zu schlucken ist. Rund 100 000 Kinder sterben jährlich an Aids. UNITAID und die Clinton-Health-Access-Initiative haben mit zwei Generikaherstellern für diese erste pädiatrische, durch Flüssigkeit sich zersetzende Dolutegravir-Tablette ein Abkommen ausgehandelt.

Die Kosten von bisher 480 Dollar für eine Jahresbehandlung betragen nun weniger als 120 Dollar pro Kind.

www.unitaid.org

MILLIONEN VON Inderinnen IN DIE ARMUT GETRIEBEN

(sch) Ein Team der Universität Azim Premji im indischen Karnataka ist der Frage nachgegangen, wie sich die erste Covid-19-Welle auf die Ärmsten in Indien ausgewirkt hat: Rund 100 Millionen Jobs gingen während des landesweiten Lockdowns zwischen April und Mai 2020 verloren. Besonders betroffen waren Frauen und junge Erwachsene. Viele Haushalte haben mit reduzierter Nahrungsmittelaufnahme reagiert, mit dem Verkauf von Wertsachen oder indem sie Geld ausliehen. Insbesondere in Hinblick auf die zweite Welle, die kurz vor Abschluss des Berichts begann, schreiben die Autoren von der schlimmsten humanitären Krise der jüngeren Geschichte Indiens. Sie empfehlen der Regierung die kostenfreie Verteilung von Essen auszuweiten, Bargeldüberweisungen an möglichst viele Haushalte zu tätigen, Arbeitsprogramme für Frauen zu initiieren und die Renten zu erhöhen. CNN hat recherchiert, dass die reichsten Unternehmer Indiens ihre Vermögen 2020 um mehrere Milliarden erhöhen konnten. Ein weiteres Zeichen dafür, wie die Pandemie die globale Einkommensungleichheit zusätzlich verschärft.

www.azimpremjiuniversity.edu.in (Suche: Covid 19, poverty)

«INAKZEPTABEL LANGSAM»

(zs) Viele Afrikanerinnen und Afrikaner haben keinen Zugang zu Früchten, Gemüse und Eiweiss. Fast drei Viertel, also eine Milliarde Menschen, können sich laut einem Bericht der UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation, der UN-Wirtschaftskommission für Afrika und der Kommission der Afrikanischen Union kein gesundes Essen leisten. Die Lebensmittelpreise gehören im Vergleich zu anderen Regionen mit vergleichbarem Entwicklungsstand zu den unerschwinglichsten. «Dies spiegelt sich in der hohen Krankheitslast wieder, die mit Unterernährung



© Sean Taffin/afaf

FERNSICHT mit Amorim (Brasilien)



von Müttern und Kindern, hohem Körpergewicht, fehlenden Spurenelementen und ernährungsbedingten Risikofaktoren einhergeht», erklären die drei Institutionen. Um nahrhafte Lebensmittel erschwinglicher zu machen, brauche es eine Umgestaltung der Agrar- und Lebensmittelsysteme: «Eine gemeinsame Vision, eine starke politische Führung und eine wirksame sektorübergreifende Zusammenarbeit auch mit dem Privatsektor, sind unerlässlich.» Vorderhand seien die Bestrebungen zur Ausrottung der Fehlernährung in Afrika «inakzeptabel langsam». www.fao.org (Suche: Africa, food security 2020)

wicklungsländern schon heute zum grössten Teil durch erneuerbare Energien gedeckt. 2019 beliefen sich knapp 90 Prozent der zusätzlichen Stromproduktion auf Wind und Sonne. Staaten ohne ausgebaute Energieinfrastrukturen gelingt es zunehmend, direkt Kapazitäten in Solar- oder Windenergie aufzubauen und die klimaschädlichen Ressourcen Kohle, Öl und Gas zu überspringen. Der Trend ist vielversprechend: Laut der Studie werden 88 Prozent des zusätzlichen Energiebedarfs bis 2040 in Schwellenländern anfallen – vor allem in China und Indien. www.ceew.in

ENTWICKLUNGSLÄNDER SETZEN AUF ERNEUERBARE ENERGIE

(sch) Laut einem Bericht der indischen Agentur «CEEW» und dem Think Tank «Carbon Tracker» hat die globale Energieerzeugung mit fossilen Energien ihren Peak erreicht. Wichtige Treiber dieser Dynamik sind Schwellen- und Entwicklungsländer. Sie setzen beim Ausbau der Energieversorgung zunehmend auf Solar- und Windenergie, weil die Preise dafür in den letzten Jahren stark gesunken sind. Abgesehen von China wird der Studie zufolge der steigende Energiekonsum in Schwellen- und Ent-



© Mont Toicheshi/INVT/Reuters/loif



Die Forschungstechnikerin Neema Mbilinyi vom Internationalen Institut für tropische Landwirtschaft in Dar es Salaam, Tansania, verdünnt Proben von Maniok-DNA, um das Vorhandensein von Krankheiten herauszufinden.

© Nichole Sobecki/VII/Redux/laif



DOSSIER FORSCHUNG

- VIEL ERREICHT - NOCH SEHR VIEL ZU TUN SEITE 8**
ENTWICKLUNGSRELEVANT, TRANSNATIONAL UND INTERDISZIPLINÄR FORSCHEN SEITE 12
PARTIZIPATIVE FORSCHUNG STATT WESTLICHE AGENDA SEITE 14
«WENIGER KONZEPTE, MEHR PRAGMATISMUS UND ENTHUSIASMUS!» SEITE 16
VIELFÄLTIGES ENGAGEMENT SEITE 18
FACTS & FIGURES SEITE 19

VIEL ERREICHT – NOCH SEHR VIEL ZU TUN

Bei der Reduktion von Armut und Umweltschäden kann Forschung eine zentrale Rolle spielen. Besonders deutlich zeigt sich dies im Bereich der Ernährungssicherheit. Hier tragen Forschende zu grossen Erfolgen bei – und stehen doch vor riesigen Herausforderungen.

Text: Christian Zeier

Nie hätte Lucy Gituamba gedacht, dass eine Bohne dermassen ihr Leben verändern würde. Zusammen mit den Frauen der Ushirikiano-Kooperative in Nakuru im Südwesten Kenias pflanzt die pensionierte Lehrerin seit Jahren Hülsenfrüchte an, die sie teils selbst zubereitet und teils verkauft. Als ihnen im Herbst 2019 eine Bohnenvariante mit höherem Eisen- und Zinkgehalt angeboten wird, lassen sich die Frauen auf das Experiment ein – Eisenmangel ist eine der

Hauptursachen für Anämie, von der besonders schwangere und stillende Frauen sowie Kinder unter fünf Jahren betroffen sind.

Die Frauen der Kooperative belegen Workshops, lernen, wie man die neue Bohne sät, pflegt und kultiviert. Heute, gut zwei Jahre später, sagt Lucy Gituamba: «Niemals würden wir zur alten Sorte zurückwechseln.» Mithilfe der neuen Variante «Nyota» hätten sie die Produktivität ihrer Anbauflächen fast verdoppelt. Zudem sei die Sorte nahrhafter und lasse sich in kürzerer Zeit kochen. Zahlreiche Menschen in der Region hätten aufgrund der positiven Erfahrungen auf die neue Bohnensorte gewechselt, so Lucy Gituamba. «Die Innovation hat das Leben vieler Menschen verbessert.»

Nahrhafter und widerstandsfähiger

Wenig überrascht von diesem Fazit ist Jean Claude Rubyogo, Direktor der panafrikanischen Bohnenforschungs-Allianz PABRA. Seine Organisation ist mitverantwortlich dafür, dass «Nyota» den Weg zu den Frauen der Ushirikiano-Kooperative gefunden hat. Seit 25 Jahren setzt sich PABRA, ein internationales Netzwerk von Bohnenforschenden, nationalen Agrarforschungseinrichtungen und Partnerorganisationen, für nahrhaftere und

widerstandsfähigere Bohnen in Afrika ein. Besonders in Gebieten Ostafrikas spielt die Ackerbohne eine zentrale Rolle in Ernährung und Marktwirtschaft. Obwohl sie weitgehend für den Eigenbedarf produziert wird, werden etwa 40 Prozent der Produktion in Afrika südlich der Sahara vermarktet.

Über 500 neue Sorten hat die Bohnenallianz seit der Gründung entwickelt und auf den Markt gebracht. In zahlreichen Ländern konnten Produktivität und Ernährungssicherheit auf umweltfreundliche Weise verbessert und die Bohnenproduktion stark erhöht werden. Dazu benötigt es Know-how, ein grosses Netzwerk – und vor allem Forschung. Bevor eine neue Variante entwickelt werde, müsse man erst das Bedürfnis der Kundschaft erforschen, erklärt Jean Claude Rubyogo. Dann müsse man verstehen, welche Bedürfnisse die Bäuerinnen und Bauern hätten. Dann brauche es Wissen zur Bohnenzucht, zur Ernährung, zur Privatwirtschaft, zu Saatgut-Systemen und so weiter.

«Um Verbesserungen entlang der gesamten Wertschöpfungskette zu erreichen, schaffen wir in jedem Bereich Wissen», sagt Jean Claude Rubyogo. «Oberstes Ziel sind dabei nicht wissenschaftliche Publikationen, sondern konkrete Produkte, die den Menschen helfen.» Forschung für Entwicklung also – mit diesem Anspruch ist PABRA Teil einer Bewegung, die in den ver-

CGIAR UND DIE SCHWEIZ

Die Globale Partnerschaft für Agrarforschung CGIAR setzt sich für eine Welt ohne Hunger, Umweltschädigung und Armut ein. Die Schweiz trägt einerseits zur allgemeinen Finanzierung des CGIAR-Systems bei (33.1 Millionen Franken für den Zeitraum 2020–21) und unterstützt andererseits mittels spezifischer CGIAR-Projekte die nationale Agrarforschung und -beratung in ihren Schwerpunktländern. Zudem fördert sie Synergien zwischen schweizerischen Forschungseinrichtungen und den CGIAR-Zentren. Die DEZA ist aktives Mitglied in der europäischen Gebergruppe der CGIAR, die eine wichtige strategische Führungsfunktion wahrnimmt.



gangenen Jahrzehnten im Bereich der Ernährungssicherheit grosse Erfolge feiern konnte. Und die dennoch vor massiven Herausforderungen steht.

Lohnenswerte Forschung

In den 60er-Jahren wurden in vielen Entwicklungsländern neue Agrartechnologien, Dünge- und Pflanzenschutzmittel sowie Hochleistungssorten eingeführt. Die sogenannte «Grüne Revolution» trug zur massiven Steigerung der weltweiten Nahrungsmittelproduktion sowie zur Ernährungssicherung in vielen Ländern bei. Ein wichtiger Teil der Bewegung waren weltweite Forschungsinitiativen und -netzwerke wie etwa die Globale Partnerschaft für Agrarforschung CGIAR. Diese setzt sich seit 1971 für eine Welt ohne Hunger, Umweltschädigung und Armut ein und umfasst neben 15 renommierten Agrarforschungszentren lokale Ableger in über 100 Ländern. Zu diesem Netzwerk gehört auch das Internationale Zentrum für tropische Landwirtschaft

(CIAT), welches die eingangs erwähnte Bohnenallianz PABRA gegründet hat.

Fünfzig Jahre nach der Gründung blicken die CGIAR und ihre Partnerinstitutionen auf weitreichende Erfolge zurück. Da sind einerseits Innovationen in den unterschiedlichsten Bereichen, vom Satelliten-Monitoring für Reisfelder als Grundlage für Ernteausfallversicherungen über existenzrettende Viehimpfungen bis hin zu neuartigen Agrar-Weiterbildungen mit digitalen Methoden. Und da sind die zahlreichen Nahrungsmittel, welche durch die Agrarforschung nahrhafter, ertragsreicher und resistenter geworden sind.

Eine 2020 veröffentlichte Untersuchung der SOAR-Foundation kommt zum Schluss, dass die ungefähr 60 Milliarden Dollar, welche seit 1981 in die CGIAR-Forschung geflossen sind, den zehnfachen Nutzen gebracht hätten. Dieser ergibt sich durch Vorteile für Menschen in ärmeren Ländern, die von einem grösseren Nahrungsmittelangebot, billigeren Lebensmitteln,

Zwei Bäuerinnen von der Ushirikiano-Kooperative in Kenia: Dank neuer Bohnensorten, die nahrhafter und widerstandsfähiger sind, haben sich ihre Lebensumstände positiv verändert.

© CGIAR

geringeren Hunger- und Armutsraten sowie einem kleineren Fussabdruck der Landwirtschaft profitieren.

Möglichst nah an der Praxis

Möglich wurde all dies auch dank der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit, welche zu den grössten Geldgebern der CGIAR zählt. Im Bereich Forschung und Entwicklung ist der Beitrag an die Partnerschaft das grösste Einzel-Engagement der DEZA und Teil eines breiten Portfolios (siehe Artikel Seite 18). Während die Themen Landwirtschaft und Ernährungssicherheit fast 50 Prozent des jährlichen DEZA-Forschungsbudgets ausmachen, finden sich Forschungsaspekte auch in unzähligen anderen Bereichen – von der Gesund-

heit über Bildung bis hin zu Umweltthemen oder Menschenrechte.

Forschung und Innovationen gelten für die DEZA dabei nicht als Ziele an sich, sondern als Mittel zur Förderung einer globalen nachhaltigen Entwicklung ohne Armut. Forschungsergebnisse fließen in entwicklungspolitische Entscheide der Schweiz und deren Partnerländer sowie in die Programmarbeit ein und helfen, die Wirksamkeit, Effizienz und Dauerhaftigkeit der Entwicklungszusammenarbeit zu verbessern.

«Durch unser Engagement bei der Forschungsförderung haben wir in den letzten Jahren sehr viel erreicht», sagt Nathalie Wyser, Beraterin für Forschung bei der DEZA. Dennoch sei man auch selbstkritisch und versuche, die Forschung noch näher an die praktischen Bedürfnisse der Menschen zu bringen. Insbesondere durch die Agenda 2030 der UNO sei die internationale Forschungsgemeinschaft dazu aufgefordert worden, ihren Beitrag zur Erreichung der Ziele für nachhaltige Entwicklung zu leisten. Mit dem Programm «Transform», das 2020-2030 läuft, werden daher noch stärker bedarfsorientierte Forschungsprojekte gefördert, die Umsetzungspartner aus Politik und Praxis in Entwicklungsländern möglichst eng miteinbeziehen.

Grüne Revolution als Sackgasse

Auch im Bereich der Ernährungssicherheit ist dieses Zusammenspiel von Forschung und Praxis eine der grossen Herausforderungen. «Mit der Grünen Revolution hatte man riesigen Erfolg, indem man die Forschungsergebnisse einfach zu den Bauern transferierte», sagt Michel Evéquoz vom Globalprogramm Ernährungssicherheit der DEZA. «Dabei ging es nur um Produktivität, während die massiven negativen Auswirkungen lange ignoriert wurden.» Heute sehe man, dass das Modell der Grünen Revolution in vielen Regionen, in denen noch immer Hunger herrscht, nicht funktioniert. Zudem



gäbe es Regionen, die zwar ernährungssicher geworden sind, dafür aber einen hohen Preis bezahlen.

Länder wie China, Indonesien, Sri Lanka oder Vietnam hätten ihre Reisproduktion massiv erhöhen konnten, würden nun aber mit massiven Umweltschäden und einer Abnahme der Biodiversität kämpfen. «In solchen Ländern wird die Frage immer wichtiger: Wie können wir negative Auswirkungen verhindern und dennoch gleich viel produzieren?», sagt Michel Evéquoz.

Ein Projekt, das genau hier angesetzt hat und von der DEZA unterstützt wurde, ist Corigap. Die Initiative des Internationalen Reisforschungsinstituts IRRI schliesst einerseits Ertragslücken bei der Reisproduktion, verringert aber auch den ökologischen Fussabdruck der Produktion. In Vietnam beispielsweise konnten Landwirte, welche die vorgeschlagenen Massnahmen des Projekts befolgten, den Pestizideinsatz um 50 Prozent reduzieren und gleichzeitig ihre Erträge und ihr Einkommen deutlich steigern.

«Der klimatische Notstand zwingt uns jedoch dazu, über die Optimierung der Ressourceneffizienz hinauszugehen»,

Bohnen (oben) gehören genau wie Reis (unten) in vielen Weltgegenden zu den Grundnahrungsmitteln, weshalb die entsprechende Forschung wie beispielsweise unten am Internationalen Reisforschungsinstitut auf den Philippinen so bedeutend ist.

© CGIAR
© Robb Kendrick/Cavan Images/laif



sagt Michel Evéquoz. Forschung, Produktion sowie Konsumentinnen und Konsumenten müssten ganz grundsätzlich die Art und Weise ändern, wie sie Lebensmittelsysteme als Ganzes betrachten. Für den Experten ist klar: «Alternative Lösungen bietet die Agrarökologie.»

Die Zukunft ist agrarökologisch

Aus diesem Grund engagiert sich die Schweiz im Rahmen der 2020 gegründeten Transformative Partnership Platform (TPP). Die Partnerschaft, welche neben der DEZA etwa von Frankreich, der EU oder der CGIAR getragen wird, will den Übergang hin zu einer agrarökologischen Landwirtschaft fördern. Stark vereinfacht heisst das: Statt auf industrielle Produktion und reine Effizienzmaximierung zu setzen, soll die Landwirtschaft möglichst in Einklang mit den natürlichen Ressourcen gefördert und diese sollten nicht nachhaltig geschädigt werden.

«Das heutige Nahrungssystem funktioniert nicht», sagt Fergus Sinclair, leitender Wissenschaftler am Zentrum für internationale Forstwissenschaft Cifor und Mitbegründer der TPP. Erstens herrsche nach wie vor Hunger, während andere Teile der Welt an Fettleibigkeit litten. Zweitens sei die Nahrungsmittelproduktion für einen Drittel der globalen Treibhausgasemissionen verantwortlich und gelte als wichtigste Ursache für den Verlust von Biodiversität. Drittens zerstöre die industrielle Landwirtschaft systematisch Land- und Wasserressourcen, von denen sie eigentlich abhängig ist.

Für Sinclair gilt es als erwiesen, dass agrarökologische Ansätze mindestens gleich produktiv sein können wie die konventionelle Landwirtschaft – ohne dabei die Natur nachhaltig zu schädigen. Es fehle aber noch an politischem Willen, Lösungen schnell umzusetzen. Und: Es brauche die Forschung, die aufzeigen könne, welche agrarökologischen Lösungen in welchem Kontext funktionieren. Denn im Vergleich zum Forschungsbudget der konventionel-

len Landwirtschaft werde noch immer kaum in die Forschung nachhaltiger Produktionssysteme investiert. Dennoch ist Fergus Sinclair vorsichtig optimistisch: «Wir bewegen uns ziemlich schnell in eine positive Richtung», sagt der Forscher. «Und bei dieser Bewegung ist die Schweiz vorne dabei.» ■

www.pabra-africa.org

www.cgiar.org

www.biodiversityinternational.org/alliance

<https://corigap.irri.org>

www.globallandscapesforum.org

(Suche: TPP)

WAS IST AGRARÖKOLOGIE?

Agrarökologie ist ein dynamisches Konzept und bezeichnet sowohl einen wissenschaftlichen Forschungsansatz, der Ernährungs- und Agrarökosysteme ganzheitlich betrachtet, als auch eine gesellschaftspolitische Bewegung. Die Agrarökologie wird zunehmend als ein Konzept gefördert, das zur Umgestaltung der Ernährungssysteme beitragen kann, indem es ökologische Grundsätze auf die Landwirtschaft anwendet und eine regenerative Nutzung der natürlichen Ressourcen und Ökosystemleistungen sicherstellt. Gleichzeitig trägt es der Notwendigkeit sozial gerechter Ernährungssysteme Rechnung, in denen Menschen selbst entscheiden können, was sie essen und wie und wo es produziert wird. Die Agrarökologie ist heute ein transdisziplinäres Gebiet, das – von der Produktion bis zum Verbrauch – alle ökologischen, soziokulturellen, technologischen, wirtschaftlichen und politischen Dimensionen von Lebensmittelsystemen umfasst.



ENTWICKLUNGSRELEVANT, TRANSNATIONAL UND INTERDISZIPLINÄR FORSCHEN

Mit dem r4d-Programm hat die Schweiz innert zehn Jahren mehr als fünfzig transnationale Forschungsprojekte finanziert. Entstanden sind unterschiedlichste Lösungen für den Umgang mit globalen Problemen – von Insekten als Tierfutter bis zu einem Antibiotika-Algorithmus.

(cz) Das Problem ist lange bekannt und hat doch schwerwiegende Folgen: Kranken Kindern in Entwicklungsländern werden zu oft Antibiotika verabreicht, weshalb Resistenzen entstehen und spätere Behandlungen schlechter wirken. Der übermässige Gebrauch von Antibiotika gilt mittlerweile als eines der grössten Gesundheitsprobleme weltweit. 700 000 Menschen sterben laut Schätzungen jährlich an resistenten Keimen – Tendenz steigend.

Um diesem Problem entgegenzuwirken, haben Forschende aus der Schweiz gemeinsam mit in- und ausländischen Forschungsinstituten den Algorithmus e-POCT entwickelt. Als Applikation auf einem Tablet angewendet, leitet er das Gesundheitspersonal durch die klinische Untersuchung des kranken Kindes, hilft bei der Diagnose und zeigt, ob eine Verabreichung von Antibiotika nötig ist.

Die bisherigen Ergebnisse sind beeindruckend. In einer klinischen Studie, welche das Schweizerische Tropen- und Public Health-Institut (TPH) gemeinsam mit dem Ifakara Health Institute (IHI) in Tansania und dem tansanischen Gesundheitsministerium durchgeführt hat, wurde die Innovation bei über 3000 Kindern unter fünf Jahren getestet. Das Resultat: Statt wie gewöhnlich rund 90 Prozent der Kinder wurden nur elf Prozent mit Antibiotika behandelt und wo e-POCT angewendet wurde, hatten die behandelten Kinder insgesamt sogar einen besseren klinischen Verlauf. Auch eine kürzlich beendete Pilotstudie, die erstmals Kinder bis 14 Jahren miteinbezog und mit dem weiterentwickelten Algorithmus e-POCT+ durchgeführt wurde, erzielte

positive Ergebnisse. Das Projekt zeigt: Forschung kann ganz direkt Leben retten.

Forschung in über 50 Ländern

Möglich wurden die bisherigen Fortschritte unter anderem durch die Unterstützung der DEZA. Denn e-POCT ist eines von 57 transnationalen Forschungspartnerschaftsprojekten, die im Rahmen des Schweizer r4d-Programms zur Erforschung globaler Fragen der Entwicklung unterstützt wurden. 2012 lanciert, wird das Programm von der DEZA und dem Schweizerischen Nationalfonds gemeinsam finanziert.

Claudia Zingerli, die beim Nationalfonds für das Programm verantwortlich ist, zieht nach fast zehn Jahren ein positives Fazit. «Das Ausmass der Förderung war ausserordentlich», sagt sie. «Die Diversität der unterstützten Projekte ist denn auch überwältigend.» Insgesamt hätten mehr als 290 Personen Beiträge erhalten und damit Forschungen in teils grossen Teams in 50 Ländern durchgeführt. Neben thematisch offenen Ausschreibungen lag der Fokus auf den Schwerpunkten Soziale Konflikte, Beschäftigung, Ernährungssicherheit, Ökosysteme und Öffentliche Gesundheit.

«Die geförderten Projekte zeichnen sich durch ihre wissenschaftliche Qualität und ihre Entwicklungsrelevanz aus», so Claudia Zingerli. Man habe neben Projekten in einzelnen Ländern insbesondere transnationale Forschung fördern wollen, die Lösungen für verschiedenste Kontexte erarbeitet.

Zwei Beispiele: Im Projekt «Insects as feed in West Africa» haben Forschende aus Ghana, Benin, Burkina Faso und Togo aufgezeigt, dass Fliegenlarven und Termiten wirtschaftlich, sozial und ökologisch vertretbare Proteinquellen für Geflügel- und Fischfutter in kleinbäuerlichen Betrieben in Westafrika sind. Für das Projekt «Cocoboards» hat die Berner Fachhochschule mit Unterstützung der DEZA auf den Philippinen Kokosfaserplatten aus Ernteresten entwickelt. Die Ausgangsstoffe sind leicht verfügbar und kostengünstig, können im Innenausbau eingesetzt werden und leisten einen Beitrag zur Behebung der Wohnungsnot.

Wissenstransfer als Ziel

Auch der Algorithmus e-POCT+ kommt nun grenzübergreifend zur Anwendung. Neben Tansania wird die Applikation im Rahmen verschiedener Projekte in Ruanda, Kenia, Indien und im Senegal getestet. Ziel sei es, den Algorithmus zu verbessern und letztlich die Regierungen davon zu überzeugen, das Produkt möglichst landesweit anzuwenden, sagt Valérie D'Acremont, ausserordentliche Professorin am Universitätsspital Lausanne, Gruppenleiterin beim TPH und Projektverantwortliche.

Die Forscherin blickt auf jahrelange Erfahrung bei der Anwendung von e-POCT sowie der Kooperation mit Ländern wie Tansania oder Ruanda zurück. «Wir lernen ständig dazu», sagt sie. Bei der Umsetzung vor Ort ergäben sich immer wieder neue Herausforderungen – ganz zentral seien deshalb die Kooperation mit Behörden und lokalen Forschungsinstitutionen sowie die ständigen Rück-

meldungen, welche von den involvierten Interessensgruppen vor Ort ans Forschungsteam fliessen. Zudem habe man einen engen Austausch zwischen den Ländern etabliert: Während etwa IT-Mitarbeitende aus Tansania zur Weiterbildung in die Schweiz gekommen sind, lebten Mitarbeitende aus der Schweiz lange in Tansania, um das Projekt voranzutreiben.

Forschungszusammenarbeit in Tansania: Mitarbeitende der Chronic Disease Clinic in Ifakara und des Schweizerischen Tropen- und Public Health-Instituts (TPH) tauschen sich aus

© swisstph

Längerfristig soll die Technologie gänzlich ohne Schweizer Personal funktionieren – ein Wissenstransfer, der gut zu den Werten des r4d-Programms passt. Valérie D'Acromont und ihr Team unterstützen daher lokale Fachkräfte bei der Ausbildung und versuchen die Süd-Süd-Zusammenarbeit zwischen Tansania und Ruanda zu stärken. «Damit wir uns zurückziehen können, ist es wichtig, dass sich die Länder gegenseitig unterstützen», sagt die Forscherin. «Wir haben das Tool gemeinsam entwickelt, anwenden muss es letztlich jemand anderes.» Finden sich ausreichend Unterstützung und Interessenten, könnte ihre Idee bald Gesundheitssysteme zahlreicher afrikanischer Länder revolutionieren. ■

www.insectsasfeed.org
www.bfh.ch (Suche: Cocoboards)

FORSCHUNG FÜR ENTWICKLUNG

Im Rahmen des r4d-Programms finanzieren die DEZA und der Schweizerische Nationalfonds gemeinsam inter- und transdisziplinäre Forschung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Schweiz sowie in Afrika, Asien und Lateinamerika. Für das auf zehn Jahre angelegte Programm haben die beiden Institutionen gemeinsam fast 98 Millionen Franken zur Verfügung gestellt. Ziel ist es, durch wissenschaftliche Erkenntnisse Armut und globale Risiken zu reduzieren sowie Entscheidungsträgern und Interessensgruppen praktische ganzheitliche Lösungsansätze für globale Herausforderungen bereitzustellen.

www.r4d.ch



PARTIZIPATIVE FORSCHUNG STATT WESTLICHE AGENDA

Die Schweiz setzt sich seit mehr als 25 Jahren für erfolgreiche und egalitäre Nord-Süd-Forschungskooperationen ein. Gegenseitiges Vertrauen und langfristige Zusammenarbeit sind dafür entscheidend, wie ein Projekt in Kamerun zeigt.

Text: Samuel Schlaefli

Fredy Nandjou ist in Kamerun aufgewachsen und realisierte schon früh, dass er Grenzen überschreiten muss, um seine Karriere voranzubringen: Er studierte Ingenieurwissenschaften in Rom und Paris und doktorierte in Energietechnik in Grenoble. Im «Laboratory of Renewable Energy Science and Engineering» der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne (EPFL), erkannte er schliesslich eine Chance, um sein Wissen im Bereich der erneuer-

baren Energien weiter zu vertiefen. Die Leiterin des Labors, Professorin Sophia Haussener, lud ihn für ein vierjähriges Postdoc in ihre Gruppe ein. Gemeinsam entwickelten sie eine Technologie, die Nandjou nun mit dem Start-up «Soft Power» zurück in seine Heimat bringen möchte.

Wie in vielen anderen afrikanischen Staaten nutzen auch in Kamerun die meisten Haushalte Holz, Kohle oder Diesel zum Kochen, Heizen oder für die Beleuchtung. Rund drei Milliarden Menschen weltweit sind mangels Alternativen davon abhängig – mit drastischen ökologischen und gesundheitlichen Konsequenzen: Einer Studie von 2019 zufolge sterben an den gesundheitsschädlichen Gasen von fossilen Energieträgern in Innenräumen 3,8 Millionen Menschen jährlich, 40 Prozent davon sind Kinder.

Lokales Wissen anerkennen

Nandjou sah in seiner Forschung eine Alternative: Aus Wasser kann durch Elektrolyse Wasserstoffgas abgeschieden werden. Dieses eignet sich gut zum Kochen und lässt sich einfach in Druckflaschen aufbewahren. Das einzige «Abfallprodukt» beim Verbrennen ist Wasser. Den Strom für die energieintensive Elektrolyse liefert die Sonne über Photovoltaik. In Kooperation mit der EPFL entwickelt sein Start-up derzeit eine Pilot-Anlage für zehn Familien in Douala. Die dafür notwendige Forschung und Entwicklung wird vom «Tech4Dev»-Programm (siehe Kasten) der EPFL unterstützt. Wenn alles rund läuft und potenzielle Investoren mitzie-

hen, sollen ab Mitte 2022 tausend Haushalte vom Projekt profitieren.

Fabian Käser ist Ethnologe und Leiter der «Kommission für Forschungspartnerschaften mit Entwicklungsländern» (KFPE) mit Sitz in Bern. Es gehört zu seinem Job, sich mit Projekten wie demjenigen Nandjous auseinanderzusetzen und sich schweizweit für grenzüberschreitende Forschung einzusetzen. Die KFPE bietet Mitgliedern eine Informationsplattform und stärkt das Bewusstsein für die Wichtigkeit von Nord-Süd-Forschungspartnerschaften. Seit 25 Jahren wird sie durch die DEZA mitfinanziert.

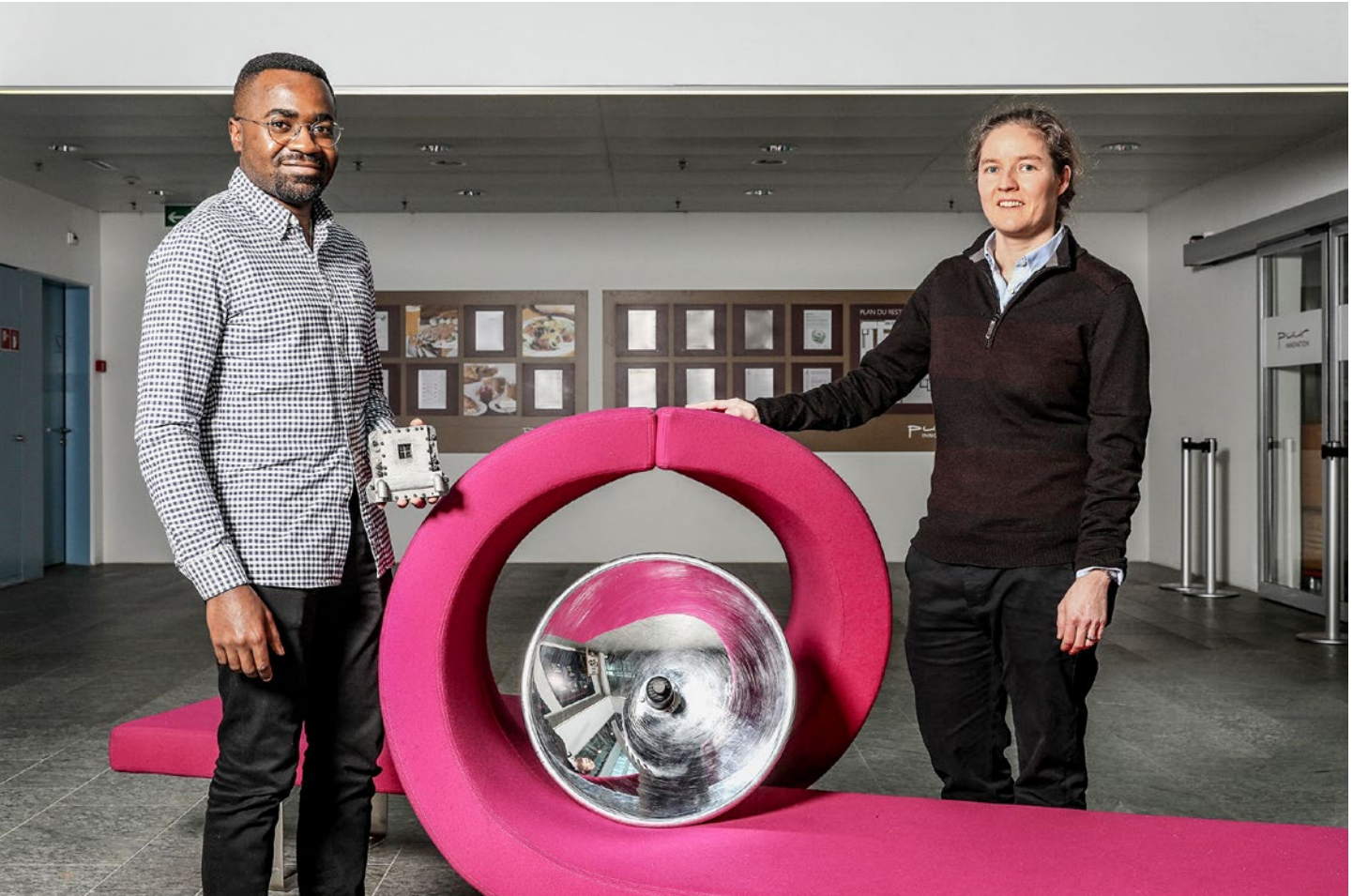
Käser erzählt, dass in den 90er-Jahren an vielen westlichen Hochschulen noch das Verständnis vorgeherrscht habe, dass Experten aus dem Norden in den Globalen Süden reisen, um für dortige Probleme Lösungen zu entwickeln. «Das kontextspezifische Wissen vor Ort und das entsprechende Potenzial für Lösungen wurden lange nicht anerkannt.» Seit der Gründung 1994 habe sich die KFPE deshalb zum Ziel gesetzt, Forschende, Hochschulen und Förderinstitutionen für egalitäre und respektvolle grenzüberschreitende Forschungskooperation zu sensibilisieren. Dafür hat sie einen Katalog mit elf Prinzipien verfasst.

Das erste Prinzip verlangt, dass die Forschungsagenda gemeinsam festgelegt wird und sämtliche Schritte der Identifikation und Bewertung von relevanten Fragen innerhalb eines Forschungsprojekts partnerschaftlich organisiert sind. Weitere Kriterien umfassen die Interaktion mit allen relevanten Inte-

DEZA UND EPFL FÖRDERN TECHNOLOGIEN FÜR ENTWICKLUNG

Das Programm «Tech4Dev» wurde 2019 an der EPFL gestartet, um Kooperationen zwischen EPFL-Forschenden und NGOs mit Projekten im Globalen Süden oder Universitäten vor Ort zu unterstützen. Eine Jury hat 2020 und 2021 je vier erfolgversprechende Projekte ausgewählt und unterstützt diese mit 300 000 Franken über zwei Jahre hinweg. Davon müssen mindestens 40 Prozent im südlichen Partnerland ausgegeben werden. Damit sich die Projekte zu eigenständigen sozialen Unternehmen entwickeln können, durchlaufen die Teilnehmenden auch Kurse in Entrepreneurship. Die EPFL und die DEZA finanzieren «Tech4Dev» während drei Jahren mit je einer Million Franken pro Jahr (2019-2022).

<https://kfpe.scnat.ch/de>
www.epfl.ch/suche:tech4dev
www.softpower2020.com



Fredy Nandjou und Sophia Haussener von der ETH Lausanne präsentieren ihre Innovation: Ein solarbetriebener Elektrolyse-Reaktor für die Wasserstoffproduktion zum Kochen.

© EPFL

ressengruppen, die Klärung von Verantwortlichkeiten, die Förderung des gemeinsamen Lernens sowie das Teilen von Daten.

Kapazitäten vor Ort aufbauen

Im Falle der Kooperation zwischen der Schweiz und Kamerun sei die Sprache eine grosse Herausforderung gewesen, erzählt Nandjou: «Nicht alle aus unserer Gruppe in Lausanne sprechen fließend Französisch. Und die meisten Kollegen in Kamerun verstehen nur wenig Englisch.» Auch die Bürokratie in seinem Heimatland machte den Forschenden zu schaffen: «Der Zoll wollte unsere

Photovoltaikzellen und Gasflaschen für die Pilot-Anlage plötzlich mit denselben Steuern belegen, wie kommerzielle Güter», erzählt Nandjou. Damit wurde das Material auf einen Schlag um 30 bis 50 Prozent teurer. «Das war gegenüber den Geldgebern an der EPFL schwierig zu rechtfertigen.»

Und schliesslich hatte er zu Beginn Mühe, in Kamerun Partner zu finden, die das nötige Wissen für das Projekt mitbringen. «90 Prozent unserer Technologie ist neu für Kamerun.» Er griff auf Ingenieure zurück, die bereits in anderen afrikanischen Staaten gearbeitet hatten und machte diese durch Bücher und Manuals, die er aus der Schweiz für Trainings vor Ort mitbrachte, mit der Technologie vertraut.

Für Fabian Käser vom KFPE ist der Kapazitätsaufbau im Globalen Süden denn auch einer der wichtigsten Aspekte grenzüberschreitender Forschungs-

kooperationen: «Für Forschung auf Augenhöhe braucht es starke Partner.» Im besten Fall gelänge es im Rahmen eines durch die Schweiz finanzierten Projekts, langfristige Kapazitäten aufzubauen. Dafür seien jedoch auch langfristige Förderprogramme nötig. Als Vorzeigebeispiel nennt er das «Centre Suisse de Recherches Scientifiques en Côte d'Ivoire», das seit den 50er-Jahren von der Schweiz mitaufgebaut wurde und in welchem die Rolle der lokalen Partner kontinuierlich gestärkt wurde. Was die Finanzierung angehe, so seien junge Forschende in Kamerun auf Förderinstrumente wie «Tech4Dev» angewiesen, weiss Nandjou. «Niemand würde dort ein finanzielles Risiko eingehen für eine Technologie, die noch weitgehend unbekannt ist.» Noch wichtiger ist für Nandjou aber das Vertrauen. «Die jahrelange Zusammenarbeit mit Sophia Haussener ist bis heute die wichtigste Basis für den Erfolg unseres Projekts.» ■



«WENIGER KONZEPTE, MEHR PRAGMATISMUS UND ENTHUSIASMUS!»

Marcel Tanner hat als Direktor des «Swiss Tropical and Public Health Institute» (Swiss TPH) jahrelang Forschungs Kooperationen zwischen der Schweiz und dem Globalen Süden gefördert und hunderte Forschende in Afrika und Asien ausgebildet. Sein Erfolgsrezept: Neugier und Freude am Teilen.

Interview: Samuel Schlaefli

Herr Tanner, beginnen wir mit etwas Grundsätzlichem: Wie würden Sie gute Forschung charakterisieren?

Wissenschaft zugunsten der Gesellschaft sollte wie ein Übertragungsriemen funktionieren, der eine Innovation zur praktischen Anwendung führt. Die Grundlage ist eine Forschungsfrage und Hypothese. Diese entspringen der Neugier, Lösungen für ein bestimmtes Problem zu finden. Zudem steht die Freude im Vordergrund, diese Lösung mit anderen zu teilen und umzusetzen.

Sie setzten sich als Direktor des Swiss TPH 18 Jahre lang dafür ein, dass die Forschung stärker anwendungs-

orientiert und auf die Bedürfnisse Ihrer Partner im Globalen Süden abgestimmt ist. Woher kommt dieses Interesse an praktischer Wirkung?

Da muss ich ein wenig ausholen: Während meines Doktorats am Tropeninstitut in Basel habe ich im Labor zu Erregern der Schlafkrankheit geforscht. Ende 1979 reiste ich nach Kamerun und Liberia, um dort Antigene für diagnostische Tests zu sammeln. Mit chirurgischen Teams fuhren wir in die Dörfer, versammelten Patienten und entfernten ihnen Knoten, in denen der Erregewurm steckte. Im Feldlabor der katholischen Mission tief im Busch in Westkamerun haben wir die Knoten durch Protease «verdaut», den Wurm

isoliert, eingefroren und ins Labor nach Basel gebracht, um daraus Antigene zu gewinnen. Schon damals kamen bei mir erste Zweifel auf: Wir interessierten uns vor allem für den Wurm und das Antigen, während die Menschen in Kamerun an einer ganzen Reihe von gesundheitlichen Problemen litten.

Was haben Sie aus dieser Erfahrung gelernt?

Forschende sollten nicht wie Jäger und Sammler in Dörfer einfallen, nur um biologisches Material zu gewinnen, mit dem sie interessante Forschung betreiben können, die am Ende in «Nature» oder sonst einer angesehenen

Während seiner jahrzehntelangen Forschungskarriere arbeitete der Epidemiologe, Malariaforscher und Public-Health-Spezialist Marcel Tanner unter anderem auch in Tansania.

© swisstph

Zeitschrift publiziert wird. Solche Forschung ist zwar zeitsparend, aber damit kann man keine langfristige Wirkung erzeugen und auch keine funktionierenden Forschungsnetzwerke aufbauen. Wie wichtig solche sind, haben wir soeben während der Covid-19-Pandemie gesehen. Ich habe mich danach in London in «Public Health» weitergebildet, um Gesundheitssysteme und -probleme fortan ganzheitlich zu erforschen.

Die Forschungsförderung im Rahmen von Entwicklungszusammenarbeit ist meist stark anwendungsorientiert. Leiden darunter nicht die Grundlagenforschung und die Forschungsfreiheit generell?

Als Direktor des Swiss TPH habe ich stets versucht, Grundlagenforschung und angewandte Forschung zu koppeln. Man muss die Expertise der Grundlagenforscher und diejenige der Menschen, welche die Probleme aus eigener Erfahrung kennen, zusammenbringen. Grundlagenforschung ist auch für Afrika und Asien sehr wichtig, aber sie muss dort verbunden sein mit der Forschungsagenda des jeweiligen Landes. Damit meine ich nicht die Ideen der politischen Elite, sondern Fragestellungen, die auf die konkreten Alltagsprobleme der Menschen bezogen sind. Dazu braucht es dann auch kein langes Geschwafel über «Transdisziplinarität» – diese gehört für mich zum Kern guter Forschung.

Können Sie ein Beispiel dafür nennen?

In Bangladesch erkrankten viele Menschen durch Arsen im Trinkwasser. Als wir uns mit dem Swiss TPH an Forschung dazu beteiligten, brauchte es zuerst einmal geologische Grund-

lagenforschung, um mehr darüber zu erfahren, weshalb der Grund teils stark arsenhaltig ist. Gleichzeitig mussten wir aber auch sehr eng mit der Bevölkerung und den Entscheidungsträgern vor Ort zusammenarbeiten, um die Probleme und den Kontext überhaupt zu verstehen und Möglichkeiten der Transformation zu erkennen.

Das tönt nach einem Best-Practice-Beispiel. Mein Eindruck ist jedoch, dass sich die Forschungsfragen in vielen Nord-Süd-Kooperationen nach wie vor in erster Linie nach den Interessen der Forschenden aus dem Norden richten.

Ja, zu oft wird Forschung heute noch nach einer «Erste Welt»-Agenda betrieben. Zum Beispiel im Rahmen der Nachhaltigen Entwicklungsziele (SDGs), an denen die meisten Entwicklungsorganisationen ihre Aktivitäten ausrichten. Forschende planen ein Projekt und fragen sich am Ende, weshalb ihre Forschungsfrage auch für die Erreichung dieser globalen Ziele relevant sein könnte. Dann schreiben sie beispielsweise noch etwas zu Armut oder Wassermangel in ihren Förderantrag. Das ist unsinnig. Wir sollten uns vielmehr fragen, wie die Forschungs- und Entwicklungsagenda der SDGs in einer spezifischen Situation und für ein bestimmtes Land selbst lautet. Daraus ergeben sich dann Forschungsfragen, mit deren Beantwortung Forschende konkret zum Erreichen dieser Agenda beitragen können.

In den Wissenschaften herrscht heute ein ausgeprägter Wettbewerb. Wer nicht oft genug und in angesehenen Zeitschriften publiziert, ist schnell weg vom Fenster. Steht eine solche Kultur einer fruchtbaren Nord-Süd-Forschungs-kooperation nicht im Wege?

Doch, sie ist unsinnig! Man sollte Gemeinschaftsleistungen viel stärker wertschätzen und auch die strikte Declaration on Research Assessment (DORA)-Vereinbarung einhalten. Diese verlangt, dass Forschende aufgrund ihrer realen Leistungen und nicht

aufgrund von abstrakten Metriken wie Impact-Faktoren von Zeitschriften beurteilt werden. Doch leider steht auch heute noch zu oft der «Grossordinarius» im Zentrum, während die Wasserträger, besonders die jungen Menschen, vergessen gehen. Diese Wissenschaftskultur prägt heute leider nicht nur unsere Hochschulen, sondern auch diejenigen im Globalen Süden.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft von Forschungsk Kooperation zwischen der Schweiz und Entwicklungsländern?

Vor allem weniger Konzepte – und dafür wieder etwas mehr Pragmatismus gepaart mit Enthusiasmus! Wir fokussieren heute oft stärker auf Probleme als auf Lösungen. Davon müssen wir wegkommen, genauso wie von einem Funktionärstum mit Ideen, die zwar in einen Bundesordner passen, aber wenig mit der Realität zu tun haben. Man muss nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz und die Hand einsetzen, um etwas zu bewirken. ■

MARCEL TANNER ist emeritierter Professor für Epidemiologie und medizinische Parasitologie an der Universität Basel und ein renommierter Public-Health-Experte. Von 1981 bis 1984 leitete er das «Swiss Tropical Institute Field Laboratory» (heute: «Ifakara Health Institute») in Tansania. Von 1997 bis 2015 war er Direktor des «Swiss Tropical and Public Health Institute» (Swiss TPH; früher Schweizerisches Tropeninstitut), das mit der Universität Basel affiliert ist. Von den 860 Mitarbeitenden forschen die meisten zu Gesundheitsfragen in über 130 Staaten. Tanner ist seit Januar 2020 Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz und war zwischen April 2020 und Januar 2021 Mitglied des Advisory Board der nationalen Covid-19 Science Task Force.

www.swisstph.ch
<https://sfдора.org/>

VIelfÄLTIGES ENGAGEMENT

Die Forschungsförderung hat in der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit eine lange Tradition. Über zahlreiche Gefässe schafft die DEZA in meist lokalen Kontexten Wissen zur Lösung globaler Probleme.

(cz) Seit Jahrzehnten arbeitet die DEZA mit Schweizer Universitäten und Hochschulen sowie mit zahlreichen Forschungsinstitutionen in Osteuropa, Afrika, Asien und Lateinamerika zusammen. Unterstützt werden Forschungsvorhaben, die auf globale Herausforderungen wie Armut und Hunger, Ungleichheiten, Ressourcenknappheit sowie Umweltveränderungen in Ländern mit tiefem oder mittlerem Einkommen ausgerichtet sind.

Forschungsergebnisse fliessen in entwicklungspolitische Entscheide der Schweiz und deren Partnerländer sowie in die Programmarbeit ein und helfen, die Wirksamkeit, Effizienz und Dauerhaftigkeit der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit zu verbes-

sern. Jährlich investiert die DEZA rund 45 bis 50 Millionen Franken in über 50 laufende Initiativen, die entwicklungsrelevante Forschung fördern.

Immer die Armut im Fokus

Die wichtigste Investition ist der Beitrag an die Consultative Group on International Agricultural Research (CGIAR). Die globale Forschungspartnerschaft setzt sich seit einem halben Jahrhundert gegen Armut, für Ernährungssicherheit und für eine Verbesserung natürlicher Ressourcen ein (siehe Artikel Seite 8). Neben solch langfristigen Unterstützungen von Forschungsinstitutionen im Globalen Süden unterstützt die DEZA auch Forschungsprojekte mit kürzerer Dauer, welche die Wirksamkeit eines Projekts verbessern oder auf aktuelle Situationen reagieren.

Ein Beispiel dafür ist etwa die Initiative «Access to Covid-19 Diagnostics», welche den Zugang zu Diagnosemöglichkeiten in ärmeren Ländern verbessern soll.

Zudem fördert die Schweiz Forschungspartnerschaften zwischen Forschenden aus der Schweiz und dem Globalen Süden oder Osten. Dazu gehört das Programm zur Erforschung globaler Fragen der Entwicklung (r4d), welches die DEZA von 2012 bis 2022 gemeinsam mit dem Schweizerischen Nationalfonds finanziert (siehe Artikel Seite 12).

Weitere Beispiele für von der Schweiz unterstützten Forschungsinitiativen sind «ETH4D» und «Tech4Dev» der Eidgenössischen Technischen Hochschulen in Zürich und Lausanne (siehe Artikel Seite 14). 2020 lancierte die DEZA zudem das neue Forschungsprogramm «Transform», das angewandte und transdisziplinäre Forschungsprojekte mitfinanziert, die eine transformative Wirkung auf die Gesellschaft haben und damit die Umsetzung der Agenda 2030 beschleunigen. ■

Über 8000 Forschende und Mitarbeitende sind in über 100 Staaten (auf dem Bild in Kenia) für die Beratungsgruppe für Internationale Agrarforschung (CGIAR) tätig, welche auch von der Schweiz unterstützt wird.

© CGIAR

www.cgiar.org

<https://eth4d.ethz.ch>

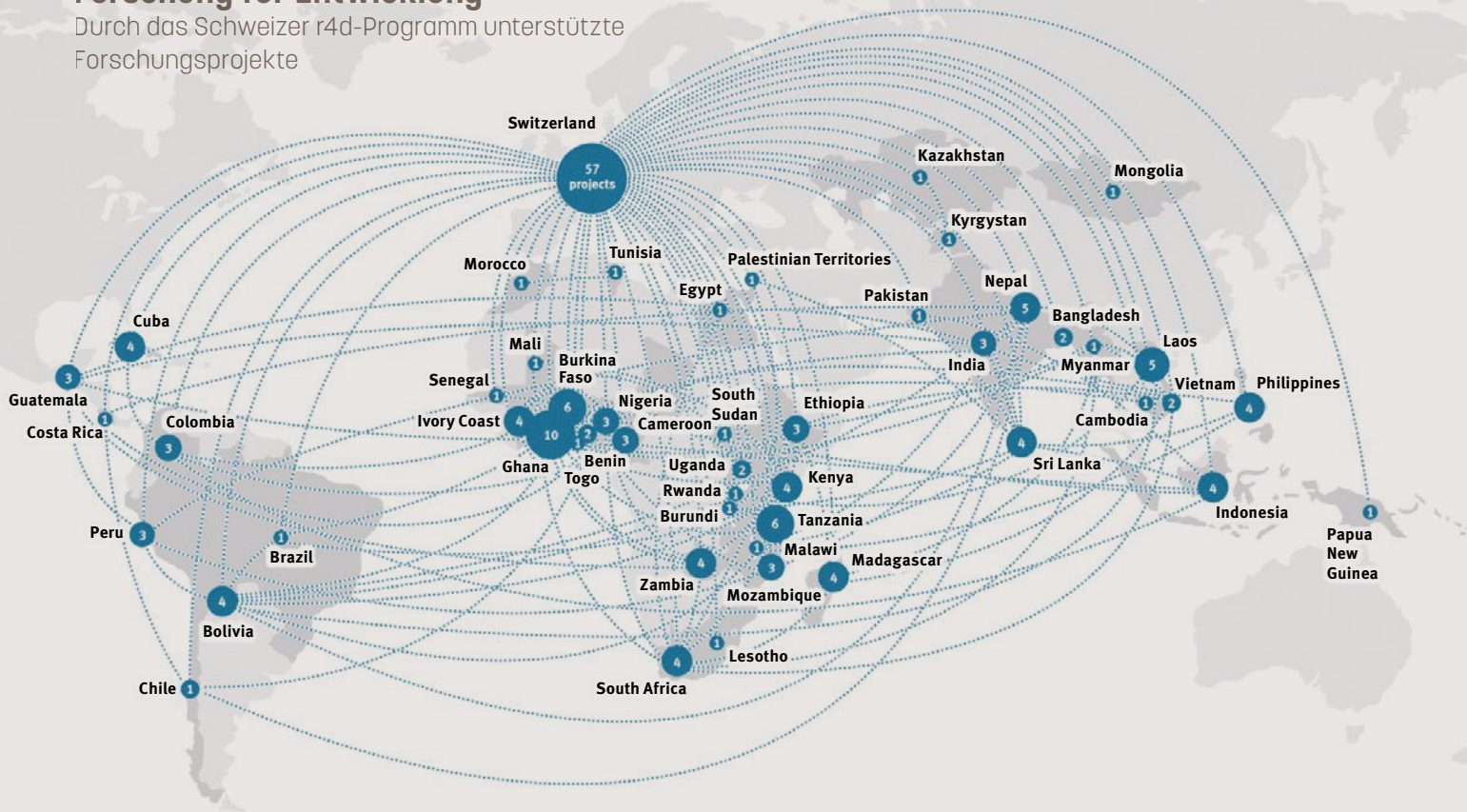
www.epfl.ch (Suche: tech4dev)



FACTS & FIGURES

Forschung für Entwicklung

Durch das Schweizer r4d-Programm unterstützte Forschungsprojekte



Schlüsselzahlen

- Rund **50 Millionen** Franken investiert die DEZA jährlich in entwicklungsrelevante Forschung.
- **720 bis 811 Millionen** Menschen hatten 2020 nicht genug zu essen.
- Hunger betrifft **21 Prozent** der Bevölkerung in Afrika und jeweils **9 Prozent** in Asien und Lateinamerika.
- Die Ernährungssituation von **20 Millionen** Menschen konnte durch die Arbeit der Globalen Partnerschaft für Agrarforschung CGIAR verbessert werden. Seit der Gründung vor 50 Jahren hat sie **4155 Innovationen** realisiert und mehr als **3 Millionen** Menschen in über **100 Ländern** geschult.



Quellen und Links

www.deza.admin.ch

(Suche: DEZA, Aktivitäten, Forschung und Kultur)

Informationen zur Forschungsförderung der DEZA.

www.r4d.ch und www.k4d.ch

Übersicht über Projekte und Resultate des Research for Development Programms.

www.cgiar.org

Webseite der Globalen Partnerschaft für Agrarforschung CGIAR.

www.fao.org

(Suche: Food Security and Nutrition 2021) Report zur Ernährungssicherheit der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der UNO.



DAS ENDE DER ÄRA DER ZUVERSICHT

Nach beinahe 50 Jahren Militärdiktatur erlebte eine aufstrebende Generation von Burmesinnen und Burmesen ab 2011 ungekannte Freiheiten.

Diesen Februar putschte sich das Militär erneut an die Macht. Innerhalb von Monaten versank Myanmar im gewaltvollen Chaos. Was ist aus den Träumen der burmesischen Jugend geworden?

Text: Samuel Schlaefli

Die 30-jährige Saijai* wuchs im Gliedstaat Shan im Nordosten Myanmars auf. Ihr Vater war Major im burmesischen Militär. Bis zu ihrem elften Lebensjahr lebte Saijai auf einem Militärcampus. Das Land steckte damals noch fest in den Fängen einer brutalen Militärdiktatur. Sämtliche Informationen waren zensiert, die Bevölkerung wurde überwacht und schikaniert. Westliche Staaten verhängten drakonische Sanktionen, was die Armut im Land noch verschärfte. Nur Angehörigen der Armee wie Saijais Vater hatten reichlich zu essen, konnten ihre Kinder in bessere Schulen schicken, profitierten von eigenen Spitälern sowie von Beteiligungen an lukrativen Unternehmenskonglomeraten.

«Mein Vater war ein gescheiter Mann», sagt Saijai respektvoll. «Aber er und meine Mutter haben immer gehorcht. Sie haben sich der Gehirnwäsche des Militärs ergeben und an ihren Privilegien festgehalten.» Dass Saijai der Gehirnwäsche entkam, verdankt sie vor allem ihrer Grossmutter. Diese hatte

ein kleines Vermögen durch Handel zwischen der Wirtschaftsmetropole Mandalay und der chinesischen Grenzstadt Ruili angehäuft. Damit ermöglichte sie Saijai als erste in ihrer Familie ein Studium im Ausland. Sie ging zuerst nach Kuala Lumpur und später nach Dublin, um Wirtschaft zu studieren. «Erst dort habe ich den Wert von Freiheit schätzen gelernt und erkannt, was die Militärjunta unserem Land angetan hat», sagt die junge Frau.

Aufspringen auf den Zug der Globalisierung

54 Millionen Menschen leben in Myanmar; 43 Prozent davon sind unter 25 Jahre alt. Millionen von Jugendlichen profitierten nach 2011 von bislang ungekannten Freiheiten. Damals initiierte Präsident Thein Sein, ein hochrangiger Militär, nach fast 50 Jahren Militärdiktatur und internationaler Isolation einen Öffnungskurs. 2010 war die Freiheitsikone Aung San Suu Kyi nach 15 Jahren aus dem Hausarrest entlassen worden. 2012 gewann ihre Partei, die «National League for Democracy» (NLD), in den ersten freien Zwischenwahlen mehrere Parlamentssitze. Drei Jahre später erzielte sie bei den Wahlen einen Erdrutschsieg.

Die Demokratisierung Myanmars hatte jedoch von Beginn an Schönheitsfehler:

Die NLD hatte zwar die Mehrheit im Parlament, aber über die Verfassung von 2008 hatte sich das Militär die Kontrolle über wichtige Ministerien und 25 Prozent der Parlamentssitze zugesichert. Genug, um jegliche Verfassungsänderung und Machtbescheidung des Militärs zu verhindern. Der Krieg der Armee gegen die ethnischen Minderheiten in den Grenzregionen ging zwar weiter, aber die Freiheit und Lebensqualität der Bevölkerungsmehrheit, allen voran der ethnischen Bamar, vergrösserte sich signifikant. Die Armut ging zurück, zusätzliche Schulen wurden gebaut, Dörfer elektrifiziert. Smartphones wurden praktisch für alle erschwinglich – und damit auch der Zugang zum Internet und zu Informationen aus aller Welt.

Als Saijai 2015 aus Irland in ihre Heimat zurückkehrt, emanzipiert sie sich von ihren Eltern und zieht nach Yangon, in die wuselige Kultur- und Wirtschaftshauptstadt mit einer Bevölkerung von über sieben Millionen. Sie beginnt für eine internationale NGO zu arbeiten, verdient gut, ist selbständig und unterstützt ihren jungen Bruder, der sich an der Universität in Yangon für ein Psychologiestudium einschreibt. Bei den Wahlen im November 2020 erzielt die NLD erneut einen Erdrutschsieg und gewinnt sogar noch zusätzliche Sitze im Parlament. Eine Ohrfeige für die «Union Solidarity and Development Party», die

Jugendliche protestieren am 14. Juli 2021 in den Strassen von Yangon gegen die Militärdiktatur in ihrem Land.

© San Chaung/Sacca/Redux/laif

politische Vertretung der Armee. Die Bevölkerung bekennt sich erneut zu Öffnung und Demokratie. Die Jugend hat Perspektiven; Sajjai ist zufrieden.

Mutige Generationen Z und Y

Myanmars Ära der Zuversicht endet am 1. Februar 2021 abrupt: Frühmorgens wundert sich Sajjai, weshalb so wenig Menschen und Autos auf den Strassen Yangons unterwegs sind und weshalb ihr Mobiltelefon keinen Empfang hat. Sofort kursieren Gerüchte von einem Militärputsch, die schon bald durch die Armee bestätigt werden. In den kommenden Wochen geht Sajjai Tag für Tag

HUMANITÄRE KRISE IN MYANMAR

Bis Ende Juli hat die Militärjunta 940 Aktivistinnen, Journalistinnen, Politiker und Ärztinnen getötet und hielt beinahe 5400 Menschen aus politischen Gründen gefangen. In den Grenzgebieten sind laut UNO über 230 000 Zivilisten aufgrund von Kämpfen zwischen Armee und ethnischen bewaffneten Organisation geflohen; drei Millionen Menschen sind auf humanitäre Hilfe angewiesen. Aufgrund der andauernden Kämpfe, der Omnipräsenz des Militärs entlang der wichtigsten Transportrouten und bürokratischen Hindernissen ist die Versorgung der Bevölkerung mit lebensrettenden Gütern wie Nahrungsmitteln und Medikamenten stark eingeschränkt. UNO-Experten haben die Militärjunta der Verbrechen gegen die Menschlichkeit beschuldigt. Menschenrechtsgruppen fordern ein verbindliches Waffenembargo durch den UNO-Sicherheitsrat. Im Juni konnte sich die UNO-Generalversammlung lediglich auf eine nicht-verbindliche Resolution gegen Waffenlieferungen einigen. Russland und China unterstützen die Junta weiterhin, während die USA, die EU und Grossbritannien Sanktionen gegen Militärangehörige und deren Unternehmen verhängt haben.

an die Proteste, an welchen hunderte-tausende Burmesen und Burmesinnen kreativ und friedlich mit Konzerten, Sit-ins und Autoblockaden gegen den Putsch demonstrieren. Abends, wenn die Ausgangssperre beginnt, steht sie wie Hunderttausende in Yangon auf dem Balkon, schlägt mit Kellen auf Kochtöpfe und stimmt in buddhistische Mantras ein. So sollen die bösen Geister des Militärs vertrieben werden.

Die Proteste halten monatelang an, die Generationen Z (bis 20) und Y (bis 30) sind nicht von der Strasse zu kriegen. Sie organisieren sich über soziale Medien trotz regelmässiger Internetsperren und dem Verbot von Facebook, Instagram und Twitter. Und sie posten Bilder und Videos, wie Jugendliche auf offener Strasse exekutiert werden, Krankenwagen von Soldaten beschossen werden und friedliche Demonstranten in der Nacht bei Hausdurchsuchungen festgenommen werden. Ihnen und einer Generation junger, furchtloser Journalistinnen und Journalisten ist es zu verdanken, dass die internationale Gemeinschaft trotz aller Schikanen des Militärs und praktisch kompletter Abwesenheit internationaler Medien, über die dramatischen Ereignisse im Bild blieb.

Woher die Jungen den Mut nehmen, täglich auf die Strasse zu gehen, hatte ich Sajjai damals gefragt. «Der Mut

kommt von der Angst. Wir wollen nicht wieder zurück in die Dunkelheit der Militärdiktatur», antwortete sie. «Wir wissen noch aus eigener Erfahrung oder aus den Erzählungen unserer Eltern, wie das Leben damals war – alles war schlechter, alles!»

Ruinierte Zukunft

Heute wird dieser Mut überdeckt durch grenzenlose Gewalt, Repression und den Kampf ums tägliche Überleben. Zwar gibt es in den grossen Städten nach wie vor Demonstrationen. Doch diese «Flash Protests» dauern meist nur noch wenige Minuten, weil das Risiko, von Soldaten oder Polizisten beschossen oder verhaftet zu werden, schlicht zu gross ist. Bilder davon auf den sozialen Medien sollen bezeugen, dass das Volk noch immer gegen die Armee geeint ist.

Viele Jugendliche haben sich aber auch bewaffnet und in Bürgerwehren organisiert. Praktisch täglich verüben sie Anschläge auf Polizeistationen und Unternehmen des Militärs. Andere sind zu den ethnischen Gruppen in die Grenzregionen geflüchtet und erhalten dort Guerilla-Kampfttrainings. Die UN-Sondergesandte für Myanmar, die Schweizerin Christine Schraner Burgenner, warnte im Juni vor einem offenen Bürgerkrieg.



Viele Burmesinnen und Burmesen haben mittlerweile den Glauben an eine Rückkehr in die Freiheit verloren. Sie wollen nur noch weg. Kyaw* konnte Ende April mithilfe eines Freundes in Amsterdam nach Belgien fliehen. Der 28-Jährige ist homosexuell und arbeitet für eine Organisation, die sich für die Rechte der LGBTIQ in Myanmar einsetzt. Im Februar 2020 half er noch mit, die sechste Pride in Yangon zu veranstalten. Ein Jahr später, zwei Wochen nach dem Putsch, sagte er: «Hier geht es um alles oder nichts. Wir waren 50 Jahre von der Welt abgeschlossen. Wenn wir nun nichts tun, ist unsere Zukunft ruiniert.» Damals klang er hoffnungsvoll: Die Jugend sei besser ausgebildet und vernetzt als noch ihre Eltern. Und vor allem: Sie sei geeint. Minderheiten würden nun als wichtige Unterstützung der Proteste anerkannt.

Kollabierendes Gesundheitssystem

Fünf Monate später ist von der damaligen Zuversicht wenig geblieben: «Die meisten meiner Freunde in Yangon verstecken sich», erzählt er. «Manche wurden vom Militär verhaftet und gefoltert.» Viele hätten ihre Jobs verloren. Kyaw versucht nun seine Freunde und Mitarbeitenden aus dem Exil finanziell zu unterstützen. Und er gibt ihnen Rat-schläge zu Fluchtmöglichkeiten. Er will

um jeden Preis in Belgien bleiben, wo er Leute kennt und sich aufgehoben fühlt. Doch sein Visum läuft bald aus. Ob er Asyl erhält, weiss er noch nicht.

Saijai und ihr Bruder sind noch immer in Yangon. Sie musste in ein anderes Viertel umziehen, nachdem die Polizei in ihrer Strasse nachts die Häuser nach Aktivistinnen durchsucht hatte. Neun Nachbarn wurden verhaftet; zwei kamen wieder frei. Als wir Mitte Juli telefonieren, hustet sie stark: «Ich habe mich mit Covid-19 infiziert und bin in der Selbstisolation. Das ist mein zehnter Tag.» 80 Prozent in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis hätten sich mit dem Virus angesteckt, erzählt sie. «Praktisch jeden Tag stirbt jemand, der mir nahesteht.»

Seit Ende Juni rollt eine dritte Covid-19-Welle, inklusive der hochansteckenden Delta-Variante, praktisch ungehindert übers Land. Mitte Juli sind alle Spitäler voll; Sauerstoffflaschen gibt es keine mehr, Särge bilden lange Schlangen vor Krematorien. Das durch den Putsch ohnehin geschwächte Gesundheitssystem kollabiert vollends. «Ich habe meinem kleinen Bruder gesagt, er solle fliehen. Ich will nicht, dass er hier stirbt.» Ihr Plan: Die Wohnung in Yangon zu verkaufen und die Einkünfte für Schlepper auszugeben, die ihn aus dem Land bringen. Und wenn das Geld reicht, dann geht sie gleich mit. ■

* *Namen zum Schutz der Personen durch die Redaktion geändert.*



Kurz vor dem Kollaps: Das durch den Militärputsch ohnehin schon geschwächte Gesundheitssystem Myanmars gerät mit der andauernden Covid-19-Pandemie noch mehr unter Druck.

© Haymhan Xinhua/eyevine/laif

MYANMAR IN KÜRZE

Name

Republic of the Union of Myanmar (Myanmar).

Vor 1989 war der Name «Burma» geläufiger, den Grossbritannien als Kolonialmacht dem Land einst gegeben hatte. Manche Staaten haben den durch die Militärjunta veranlassten Namenswechsel nie akzeptiert (u.a. die USA). Die UNO spricht heute von Myanmar.

Fläche

676 578 km²

Hauptstadt

Naypyidaw (administrativ); Yangon (wirtschaftlich und kulturell)

Ethnien

Die Regierung anerkennt 135 ethnische Gruppen. Die grösste Gruppe der Bamar (68%) leben v.a. im Landesinneren. Wichtige ethnische Gruppen in Grenzgebieten sind Shan (9%), Karen (7%), Rakhine (4%) und Mon (2%).

Religion

Die Mehrheit der Bevölkerung ist buddhistisch (88%). Zudem gibt es christliche (6%), muslimische (offiziell 4%) und hinduistische (0.5%) Minderheiten. Der muslimische Bevölkerungsanteil ist seit 2017 stark geschrumpft, nachdem das burmesische Militär die Rohingya, die grösste muslimische Gruppe im Gliedstaat Rakhine, massenhaft nach Bangladesch vertriebt.



Aus dem Alltag von...

MARK HÄUSSERMANN

CO-LEITER DER HUMANITÄREN HILFE IN YANGON, MYANMAR

Aufgezeichnet von Samuel Schlaefli

Seit Beginn der Corona-Pandemie und noch verstärkt durch den Militärputsch vom 1. Februar 2021 herrscht bei uns auf der Botschaft Ausnahmezustand. Ich habe Yangon, die grösste Stadt des Landes, wo unsere Büros situiert sind, seit eineinhalb Jahren nicht mehr verlassen, abgesehen von einem Kurzaufenthalt in Thailand und der Schweiz. Die Not der Menschen in Myanmar ist enorm. Ich leite die humanitären Direktaktionen und trotz andauernder Anschläge und Ausschreitungen im



© DEZA

ganzen Land gelingt es uns bisher, über Umwege und mithilfe lokaler Partner weiterhin Hilfe an über 177000 intern Vertriebene im Südosten des Landes zu leisten. Viele meiner lokalen Mitarbeitenden haben Freunde und Bekannte, die nach dem Militärputsch bedroht oder verhaftet wurden. Wir versuchen sie und unsere Partner derzeit so gut wie möglich zu schützen.

Ich bin in Japan und Singapur aufgewachsen, wo mein Vater Getreidemühlen für den Mühlenhersteller «Bühler» verkaufte. 1999 und 2004 habe ich Myanmar bereist und war sofort fasziniert von den Menschen und ihrer Kultur. 2013 kehrte ich mit dem «Schweizerischen Korps für Humanitäre Hilfe»

(SKH) zurück. Damals begann sich das Land zu öffnen. Ich begann meine Arbeit in der Kleinstadt Mawlamyine im Südosten Myanmars und führte dort ein Feldbüro. Wir leisteten humanitäre Hilfe in sehr abgelegenen und armen Gebieten, wo vor allem die ethnischen Minderheiten der Mon und Karen leben. Deren Misstrauen gegenüber dem Militär, der Regierung und allgemein Fremden war gross: Ihre Rechte waren während Jahrzehnten missachtet worden, sie durften weder die eigene Sprache lehren noch ihre Kultur pflegen. Wir mussten deshalb zuerst einmal Vertrauen aufbauen. Das bedeutete viel Tee trinken, gemeinsam essen und zuhören. Ich mag solche Basis-Arbeit mit den Betroffenen. Sie braucht viel Zeit, aber vom damals aufgebauten Vertrauen profitiere ich auch während der aktuellen Krise.

Ich habe Architektur studiert und mich im Immobilienmanagement weitergebildet. Unser Türöffner für die langjährige Zusammenarbeit mit den Gemeinden war meist der Bau von sozialer Infrastruktur (siehe Kasten), insbesondere von Schulen. Wir haben die Dorfbevölkerung stets eng in die Planung und den Bau miteinbezogen und konnten sie dadurch später auch in Fragen der Bildung, Gesundheit, Gleichstellung oder bei der Bekämpfung von geschlechtsspezifischer Gewalt unterstützen. Seit 2018 führen wir unsere Arbeit im Rahmen des neuen Schweizer Kooperationsprogrammes im Gliedstaat Shan weiter. Dort haben unterschiedliche ethnische, bewaffnete Gruppen ein nationales Waffenstillstandsabkommen mit der Regierung unterzeichnet. Wir wollen mit unserer Unterstützung dazu beitragen, Vertrauen zwischen den verschiedenen Parteien aufzubauen und die Basis für

längerfristige Zusammenarbeiten in den Bereichen Gesundheit, Ausbildung und Marktentwicklung zu schaffen.

Die Natur und die Möglichkeit, dieses wunderschöne Land zu bereisen, fehlen mir derzeit am meisten. Immerhin: Einmal pro Woche treffe ich mich mit einem australischen und burmesischen Freunden zum Radfahren entlang des Kandawgyi Lake. Wir starten um 6 Uhr in der Früh, was am sichersten ist, weil dann die Strassensperren noch unbesetzt sind. Zum Schluss kehren wir in einem der wenigen noch geöffneten «Teashops» ein. Dort essen wir eine Mohinga, eine würzige Nudelsuppe mit Fisch oder indisches Fladenbrot und trinken Schwarztee mit Kondensmilch – ein kurzer Moment der Normalität im andauernden Ausnahmezustand. ■

SOZIALE INFRASTRUKTUREN FÜR ETHNISCHE MINDERHEITEN

Seit 2013 wurden im Rahmen des humanitären Programms mehr als 170 sogenannte soziale Infrastrukturen in 92 abgelegenen und konfliktbetroffenen Dörfern in den Provinzen Kayin und Mon gebaut – darunter Primarschulen, Gesundheitszentren und Wasserversorgungen. Zugleich wurden bestehende Infrastrukturen renoviert. Fast 70 Prozent der kleineren Bauprojekte konnten die Gemeinden selbst realisieren, nachdem sie durch DEZA-Mitarbeitende oder -Partner geschult worden waren. Seit dem Militärputsch im Februar 2021 haben Schulen in Gebieten, die von ethnischen Minderheiten kontrolliert werden, grossen Zulauf, weil viele Eltern und Lehrpersonen die Verwaltung der Militärjunta boykottieren.

Stimme aus Myanmar

SOLIDARITÄT ZWISCHEN UNTERSTÜTZERN, PATIENTINNEN UND PFLEGENDEN

Ich bin die Gründerin einer kostenlosen Entbindungsklinik in Yangon. Betrieben wird die Klinik seit dem Militärputsch im Februar 2021 in Partnerschaft mit einem Privatspital. Ärztinnen, Ärzte und andere Angestellte des öffentlichen Dienstes hatten sich der Bewegung des zivilen Ungehorsams angeschlossen, gleichzeitig stand das Gesundheitssystem vor dem Kollaps. Die Streitkräfte gingen brutal gegen die Demonstrierenden vor. Mit der kostenlosen ambulanten Gesundheitsversor-

gung für Mütter wollte ich helfen. Die Räumlichkeiten stellte die Privatklinik, in der ich arbeite, zur Verfügung. Da immer mehr Notfallpatientinnen zu uns kamen, weil sie einen sicheren Ort für die Entbindung und Begleitung suchten, beschlossen wir, unsere Dienste auch auf Geburten auszuweiten.

Kinderärztinnen und Anästhesisten schlossen sich unentgeltlich dem Team an und ermöglichten einen 24-Stunden-Dienst für Notoperationen während der Schwangerschaft, für gynäkologische Eingriffe und die Neugeborenen-Versorgung. Mithilfe von Freunden und Netzwerken sammelten wir via Soziale Medien Spenden, so dass wir jeden Monat etwa 300 Patientinnen versorgen konnten. Insgesamt haben wir bisher rund 2000 Patientinnen behandelt. Finanzielle, technische und personelle Unterstützung erhielten wir von Privatpersonen und Organisationen. Ärzte, die für NGOs arbeiten, baten mich zunächst um individuelle Hilfe. Dann erfuhren die Organisationen durch ihre Mitarbeitenden von unserer Arbeit und wollten uns unterstützen – so wurde auch der Access to Health Fund auf uns aufmerksam.

Da wir die Dienstleistungen ehrenamtlich erbringen, hat es bisher keine Schwierigkeiten gegeben. Bedenken hatten wir trotzdem. Die Geburt eines Kindes kann jederzeit stattfinden und erfordert sofortige Hilfe. Wenn Patientinnen während der nächtlichen Ausgangssperre kamen, standen Sicherheitsfahrzeuge in der Nähe der Klinik. Die Ärzte hatten Angst. Gleichzeitig kam es vor, dass die Sicherheitskräfte Patientinnen brachten, die von einem öffentlichen Spital abgewiesen wurden, was bedeutet, dass sie über uns Bescheid wussten.

Es gibt noch andere Entbindungskliniken, die unentgeltlich arbeiten, aber sie bieten nur begrenzte Leistungen für Normalgeburten an. Notfallpatientinnen mit Komplikationen werden an unsere Klinik überwiesen, weil es eine Intensivstation und eine Neugeborenen-Intensivstation gibt. Die Klinik ist als Lehrkrankenhaus ausgestattet mit entsprechendem Personal, obwohl das Budget dafür eigentlich nicht ausreicht. Was den Klinikbetrieb so interessant macht, ist die Solidarität zwischen den Unterstützern, Patientinnen und Pflegenden. Noch nie zuvor habe ich so kooperative Patientinnen und Pflegende gesehen. Trotz aller Herausforderungen hat die Arbeit Spass gemacht.

Auch Patientinnen ausserhalb von Yangon kommen zu uns. Das Team hat viele lebensrettende Operationen für Notfallpatientinnen durchgeführt. Allerdings ist die Klinik seit Juli wegen Covid-19 vorübergehend geschlossen – uns fehlen die Mittel für die Infektionskontrolle und für Sauerstoff. Zudem hat sich die Hälfte der Mitarbeitenden infiziert. Wir hoffen, mit dem Abklingen der dritten Welle den Betrieb bald wieder aufnehmen zu können.

Da das Gesundheitssystem nicht funktioniert, gehe ich davon aus, dass wir die Klinik noch eine Weile betreiben – so lange, wie es uns braucht. ■



DR. NYEIN* schloss ihr Studium an der University of Medicine 2 in Yangon mit einem Master ab und promovierte in allgemeiner Gynäkologie und Geburtshilfe. Bis 2009 war sie als Ärztin im Staatsdienst tätig, danach über zehn Jahre für verschiedene NGOs im öffentlichen Gesundheitswesen, ausserdem führte sie Schulungen vor Ort durch. Derzeit arbeitet sie Teilzeit als Fachärztin in privaten Krankenhäusern. Die von ihr geleitete Wohltätigkeitsklinik wird teilweise vom Access to Health Fund unterstützt, der von der DEZA mitfinanziert wird.

** Aus Sicherheitsgründen wird auf die Angabe des vollständigen Namens der Autorin und der Namen der Spitäler und der Entbindungsklinik verzichtet.*



#SHEATMARKET

Mela
MELA FOR HER

Mela
HaloCash
Ku
28
"838"1"lanbarka

WENN DIE PERIODE DIE MÄDCHEN AUS DER SCHULE VERTREIBT

In den ländlichen Gebieten Äthiopiens können sich Mädchen oft keine Hygieneartikel leisten und bleiben deshalb regelmässig ein paar Tage dem Unterricht fern. Um das Wohlbefinden und den Schulbesuch der Mädchen zu verbessern, unterstützt die DEZA ein lokales Sozialunternehmen, welches in Addis Abeba gefertigte, waschbare Monatsbinden bereitstellt.

Text: Zélie Schaller

«Habe ich meine Periode, schwänze ich die Schule, weil ich keine richtigen Binden habe. Ich will nicht, dass Blut durch meine Uniform hindurchsickert und sich die Jungs über mich lustig machen», sagt ein Teenager-Mädchen aus Filtu in der äthiopischen Somali-Region. Die jungen Frauen in den ländlichen Gebieten der Region leiden nicht nur unter dem üblichen Unwohlsein, sondern auch unter Gespött, Ablehnung und Isolation. Weil ihnen das Geld für Hygieneartikel fehlt, fürchten sie Blutflecken und damit einhergehende Peinlichkeit und Scham.

In der Schule fehlt es an Hygiene und Privatsphäre: «Es gibt keinen Ort, wo ich meine Binde wechseln könnte. Auf den Toiletten hat es weder Türen noch Wasser, und die Jungs können uns un-

geniert zusehen», erzählt eine Schülerin. Wegen der fehlenden sanitären Anlagen bleiben die heranwachsenden Mädchen zuhause und verpassen so monatlich bis zu drei Tagen die Schule. Manche brechen sie ganz ab. Neben der Zwangsverheiratung ist laut Unicef auf mehreren Kontinenten die Monatsblutung einer der wichtigsten Gründe für einen Schulabbruch. «Der schlichte biologische Fakt wird zum Hindernis für die Gleichstellung der Geschlechter», bedauert die UNO-Agentur.

Grosse Scham und fehlende Hygiene

Um Gegensteuer zu geben, unterstützt die DEZA in den beiden Distrikten Filtu und Deka Suftu der Region Liben ein Pilotprojekt, das von der Sozialfirma Mela For Her (Mela heisst auf Amharisch Lösung) zusammen mit der lokalen NGO Pastoralist Concern umgesetzt wird. Das Ziel ist, die Bedingungen für die Menstruationshygiene zu verbessern und zugleich Gesundheit und Bildung der Mädchen zu fördern.

Diesen Herbst hat Mela For Her an 3000 Schulmädchen im Alter von 11 bis 15 Jah-

ren Menstruationssets verteilt. Die Kits enthalten neben Unterhosen auch waschbare antimikrobielle Binden, Waschmittel und ein Informationsblatt. Die meisten Mädchen verwenden Stoffetzen als Binden, da Wegwerf- oder wiederverwendbare Binden entweder nicht greifbar oder zu teuer sind. Eine im letzten Frühling von Mela For Her bei 400 Personen durchgeführte Umfrage ergab, dass es sich dabei entweder um extra für die Periode gekaufte Kleider oder gebrauchte Textilien handelt. Oft wird nach dem Auswaschen das Menstruationsmaterial kaum richtig getrocknet. Die Mädchen verstecken es aus Scham unter den Kleidern und versorgen es dann unter ihrem Bett. Viele wickeln es noch feucht in Plastik ein und gehen damit gesundheitliche Risiken ein. Mehr als die Hälfte der Mädchen beklagt sich über Ausschläge im Genitalbereich.

Ausserdem waschen sich die wenigsten vor und nach dem Wechseln der Binden die Hände. Und die meisten waschen sich im Intimbereich höchstens jeden zweiten oder dritten Tag oder gar erst am Ende der Periode. Zur Verbesserung der Praktiken rund um die Menstruationshygiene organisiert Mela For Her

Wichtige Aufklärungs- und Sensibilisierungsarbeit: In allen Lebensbereichen leiden Mädchen in ländlichen Gebieten Äthiopiens unter der Tabuisierung ihrer Menstruation.

© MelaForHer



Produktion von Hygienesets inklusive waschbaren Monatsbinden, welche später während Informationsworkshops an Mädchen abgegeben werden.

© MelaForHer

Informationsworkshops, an denen Sets abgegeben werden. Angeboten werden zudem Veranstaltungen über sexuelle und reproduktive Gesundheit.

Tabu Menstruation

Auch Jungen werden sensibilisiert. «Wir thematisieren die Gleichberechtigung, die Normalität des Menstruationszyklus und wie sie ihre Freundinnen und Schwestern unterstützen können», sagt Kaleab Getaneh von Mela For Her. Den Impuls dafür geben speziell dafür ausgebildete Jungen und Männer, die bereit sind, ihre Erfahrungen mit den andern zu teilen. In den Dialog einbezogen werden auch die Eltern, Lehrpersonen, Pflegekräfte, religiöse Führer und weitere Gemeindemitglieder. Mit dem Wissen, dass die Periode etwas Natürliches ist, fällt es ihnen leichter, die Mädchen und jungen Frauen zu unterstützen.

Das Tabu der Menstruation hält sich tatsächlich hartnäckig. «Aufgrund von sozialen und geschlechtsspezifischen Normen zirkuliert in ländlichen Gebieten viel Halbwissen. Die Menstruation wird mit Schmutz und Unreinheit in Verbindung gebracht, was die meisten Frauen und Mädchen in die Isolation zwingt. Sie nehmen während dieser Zeit nicht am gesellschaftlichen und religiösen Leben teil», sagt Kaleab Getaneh. Oft wird die Menstruation auch mit Sexualität assoziiert. «Viele Eltern denken, dass ihre Mädchen bluten, weil sie Sex mit einem Mann hatten», sagt Kaleab Getaneh. Zudem übt die erste Menstruation gesellschaftlichen Druck aus: Die Eltern sehen darin ein Zeichen, dass ihre Töchter zur Heirat bereit sind.

Um der Stigmatisierung rund um die Monatsblutung weiter entgegenzuwirken, dreht die äthiopische Regisseurin Hiwot Admasu Getaneh zurzeit einen Dokumentarfilm, welcher später der Öffentlichkeit und den Behörden gezeigt wird. «Wichtig ist, dass die Entscheidungsträger die Tragweite des Problems erkennen und Massnahmen ergreifen», unterstreicht Kaleab Getaneh. Zwar hat die äthiopische Regierung entsprechend der Forderung von Mela For Her

und anderen Organisationen die Steuersätze für den Grundbedarf und damit auch für Hygieneartikel gesenkt. Doch sind weitere Investitionen in die Menstruationshygiene erforderlich, um die Sicherheit, Gesundheit sowie Bildung der Mädchen und damit ihre Autonomie zu fördern. ■

NACHHALTIGE BINDEN

Die von Mela For Her verteilten Binden werden von einem Start-up-Unternehmen in der Hauptstadt Addis Abeba hergestellt, dessen Belegschaft zu 80 Prozent aus Frauen besteht. «Um den unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht zu werden, sind die Binden entweder aus Polyester, naturbelassener oder rezyklierter Baumwolle genäht», erklärt Kaleab Getaneh von Mela For Her. «Sie halten zwei bis vier Jahre. In zwei Jahren spart sich eine Frau damit 500 konventionelle Binden. Dies heisst auch, dass 2000 Plastiksäcke weniger auf den Abfallhalden und in den Flüssen landen.» Eine klassische Monatsbinde besteht bis zu 90 Prozent aus Kunststoff; es dauert 500 bis 800 Jahre, bis sie abgebaut ist. Im Lauf ihres Lebens verwendet eine Frau während der Periode durchschnittlich 11000 wegwerfbare Hygieneartikel, insgesamt gegen 200 Kilo Material. Diese Abfälle sind gerade in ländlichen Gebieten, wo oft kaum eine geregelte Abfallentsorgung existiert, kaum zu bewältigen.

GEWALT HINTER VERSCHLOSSENEN TÜREN

Die Covid-19-Pandemie hat die Arbeitslosigkeit in Jordanien erhöht und damit die Unsicherheit in den Familien. Neben den Spannungen im Land angesichts hunderttausender syrischer Flüchtlinge hat sich auch die Gewalt gegen Frauen zugespitzt. Die Opfer erhalten psychosoziale und wirtschaftliche Hilfe.

Text: Zélie Schaller

Mehr Autonomie, höheres Selbstbewusstsein: Eine Frau lernt im Rahmen eines Ausbildungslehrganges das Schneiden.

© IRC

Der Ort, der eigentlich am sichersten sein sollte, erweist sich bisweilen als der gefährlichste: das Zuhause. Der Lock-down während der Covid-19-Pandemie stellte den Alltag der Haushalte auf den Kopf und schürte Spannungen. Weltweit waren und sind viele Frauen Opfer seelischer, körperlicher oder sexueller Gewalt – in ihrem eigenen Zuhause.

In Jordanien haben die Fälle häuslicher Gewalt in einem bereits schwierigen Umfeld stark zugenommen. Das Land beherbergt über 666 000 syrische Flüchtlinge, ein seit mehr als zehn Jahren anhaltender, enormer Druck auf die Infrastrukturen (Mieten, Schulen) und Ressourcen (Wasser). Hinzu kam nun auch noch die Corona-Krise. Viele



Menschen haben im vergangenen Jahr ihre Stelle verloren und sind unter die Armutsgrenze gefallen. Neben dem bereits bestehenden Kriegstrauma führt die unsichere Situation zu Reizbarkeit, Angst und Impulsivität – alles Faktoren, die zu häuslicher Gewalt führen können.

Um die Überlebenden zu unterstützen und dieses Übel zu stoppen, unterstützt die DEZA ein Projekt des International Rescue Committee (IRC). In der Hauptstadt Amman sowie in den unweit von Syrien gelegenen Städten Irbid, Ar Ramtha, Mafraq und Zarqa bietet die NGO jordanischen und syrischen Frauen und Mädchen in Gemeindezentren sowohl medizinische, psychosoziale, juristische und finanzielle Hilfestellungen als auch soziale, wirtschaftliche und sportliche Aktivitäten.

«Eine Sozialarbeiterin klärt während eines Gesprächs zunächst die Bedürfnisse der Hilfesuchenden ab und weist diese dann den entsprechenden Diensten zu», erklärt Ra'eda Nimrat, Projektleiterin im Schweizer Kooperationsbüro

in Jordanien. Leidet eine Frau unter Depression, Angst oder sozialer Isolation, kann sie sich einer Psychologin anvertrauen und lernen, dem Leiden einen Namen zu geben, um es so zu lindern.

Furcht vor Repressalien

Beleidigung, Erniedrigung, Verbote, Schläge, erzwungener Sex: Gewalt gegen Frauen kennt viele Formen. «Die häufigsten Übergriffe sind psychische und emotionale Belästigungen (rund die Hälfte) und körperliche Gewalt (knapp ein Drittel). In einem von zehn Fällen geht es um das Vorenthalten von Geld», sagt Ra'eda Nimrat.

Anwälte und Anwältinnen beraten die Betroffenen, von denen jedoch nur wenige Anzeige erstatten: aus Angst vor Vergeltung oder weil die Täter sogar damit drohen, sie zu töten. Die Frauen haben überdies Angst vor unangemessenem Verhalten der Polizei. Entmutigend ist auch das umständliche Verfahren, und während des Lockdowns war der Zugang zur Justiz beschränkt.

Um die sozialen Gesellschaftsnormen zu verändern, sensibilisiert das IRC die Gemeinschaften, insbesondere Jugendliche, für die Geschlechtergleichstellung. «Männer werden ermutigt, ihr Glaubenssystem zu überdenken und ihr Verhalten der Partnerin gegenüber zu ändern. Ziel ist eine egalitärere Haltung zuhause», sagt Ra'eda Nimrat. Heranwachsende Mädchen lernen in Workshops, ihre Bedürfnisse zu äussern und ihre Rechte geltend zu machen. Dabei werden Themen wie Sicherheit, Gesundheit, Hygiene, Vertrauen und Gefühle aufgegriffen.

Unabhängigkeit dank grüner Jobs

Ein wesentlicher Aspekt für die Autonomie der Frauen ist die finanzielle Unabhängigkeit – diese ist für sie selbst, aber auch für den Rest der Familie wichtig. Mit einem Einkommen können sie die Schulgelder ihrer Kinder bezahlen und

sie so vor einem Schulabbruch wegen Heirat oder Arbeitsaufnahme abhalten. Das IRC stellt den Kontakt zwischen arbeitssuchenden Frauen und lokalen Unternehmen her. Freiwillige können eine «Grüne Lehre» in den Bereichen Recycling, erneuerbare Ressourcen und Landwirtschaft absolvieren. «Die meisten der Beschäftigten arbeiten anschliessend in ihrem Ausbildungsbetrieb weiter», so Ra'eda Nimrat.

Die NGO bietet auch eine kaufmännische Ausbildung in Budgeterstellung, Arbeitsvorbereitung und Kundendienst an. Teilnehmerinnen, die ein Kleinunternehmen aufbauen möchten, können dabei nach Vorlage eines Businessplans einen Zuschuss beantragen. Nadia, eine 43-jährige Syrerin, gründete mit IRC-Unterstützung ein Nähatelier. Sie kaufte eine Nähmaschine, um Kleider zu nähen, und tat sich mit einem Jordanier zusammen. «Wir haben ein Lokal gemietet und mit zwei Nähmaschinen begonnen», erzählt sie. Inzwischen beschäftigt ihr Unternehmen zehn Mitarbeitende aus Syrien und Jordanien.

Nadia träumt davon, bis in fünf Jahren eine Kleiderfabrik und ein Label zu besitzen. Die vierfache Mutter gibt ihr Wissen gerne weiter und erteilt ehrenamtlich Nähkurse in einem IRC-Zentrum. «Ich habe fast 200 Frauen ausgebildet», erzählt sie. Sie kam 2013 nach Jordanien und ist stolz darauf, «kein Mittel zur Verbesserung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit gefunden zu haben, sowohl für mich selber als auch für andere in meinem Umfeld.» Und so wieso: «Das schönste im Leben ist, unabhängig zu sein.» ■

GESTÄRKTE LOKALE KOMPETENZEN

Um die Hilfe für Opfer häuslicher Gewalt qualitativ weiter zu verbessern, stärkt das International Rescue Committee (IRC) die technischen und organisatorischen Kompetenzen der staatlichen Dienste sowie von zwei lokalen Gemeindeorganisationen. Die Mitarbeitenden des Instituts für Familiengesundheit sowie der NGO Jowomenomics werden unter anderem in Einzel- und Gruppenberatung, Datenerhebung und Sensibilisierungsmitteln ausgebildet.

<https://www.rescue.org>
https://irckhf.org/sister_organizations/institute-for-family-health/
<https://www.jowomenomics.org/en/Home>

STANDPUNKT VON BUNDESRAT IGNAZIO CASSIS

WELTWEIT WEGWEISENDE WISSENSCHAFTSDIPLOMATIE

Die aktuelle Ausgabe von «Eine Welt» widmet sich dem Thema Forschung und Entwicklung. Ziel ist es, die entwicklungspolitischen Herausforderungen zu durchdringen und die Erfolgsfaktoren zu erkennen. Der wissenschaftliche Fortschritt und die technologischen Errungenschaften sollen auch für die internationale Zusammenarbeit (IZA) nutzbar gemacht werden.

Ein Blick in die IZA-Strategie 2021-2024 belegt die zentrale Bedeutung der Wissenschaft. Diese bietet Lösungen für eine wirksame Entwicklungszusammenarbeit und für die Evaluation deren Ziele. Damit nähert man sich einer evidenzbasierten Politik, welcher sich die DEZA verschrieben hat. Eine «Evidence-Based Policy» ist eine Politik, die sich auf wissenschaftlich bewiesene Fakten stützt.

«ERST DER KREISLAUF VON VERSUCH-IRRNUM MACHT DIE INNOVATION MÖGLICH.»

Als Arzt und Politiker liegt mir diese Methodik am Herzen. «Für mich ist der schönste Moment eines Experiments immer der, in dem ich erfahre, ob die jeweilige Idee gut oder schlecht war. Deshalb ist auch ein Misserfolg höchst spannend», erklärt der norwegische Nobelpreisträger Ivar Giaever. Erst der Kreislauf von Versuch-Irrtum macht die Innovation möglich. Dafür brauchen wir die Freiheit, selbst zu denken, eigenständig zu handeln und selber Verantwortung zu tragen. Kritisches Denken ist für unsere gesellschaftliche Entwicklung zentral – ebenso für die IZA.



© Keystone/Allesandro della Valle

Angesichts der Konvergenz der Wissenschaften wird der technologische Fortschritt sich beschleunigen. Umso wichtiger wird aus diesem Grund die Fähigkeit sein, die anstehende gesellschaftliche Diskussion um die neuen Technologien zu antizipieren, damit sie dem Menschen zur Verfügung stehen und sie nicht zu Machtkonzentration führen.

Innovationen – wie sie in der Quantenphysik, der künstlichen Intelligenz, der Human Augmentation oder des Geo-Engineering vor der Türe stehen – werden das Verhalten der Menschen grundlegend verändern und mit ihm die Art und Weise, wie sich die Menschen organisieren. Als Hub der internationalen Gouvernanz müssen wir verstehen, was uns bevorsteht: Risiken und Chancen müssen identifiziert werden, damit der Nutzen beim einzelnen Menschen bleibt.

Die Schweiz ist Gaststaat eines der wichtigsten Zentren globaler Gouvernanz. Durch ihre wissenschaftliche und diplomatische Exzellenz ist sie dafür prädestiniert, eine zentrale Rolle in der Gouvernanz des 21. Jahrhunderts zu spielen. Deshalb hat der Bundesrat 2019, zusammen mit den Genfer Behörden, die Stiftung «Geneva Science Diplomacy Accelerator» (GESDA) gegründet.

Im Verbund mit den weltbesten Forscherinnen und Forschern und gestützt auf ihre hochkarätigen diplomatischen Fähigkeiten, wollen wir die Zukunftstechnologien antizipieren und sie unter allen relevanten Interessengruppen besprechen. Das wird sich ebenfalls positiv auf die IZA auswirken. ■

VON EINER GESTÄRKTEN PFLEGE PROFITIEREN ALLE

Krankenschwestern und -pfleger spielen überall eine zentrale Rolle in der Gesundheitsversorgung, der Gesundheitsförderung und der Krankheitsprävention. So auch in Bosnien und Herzegowina, wo sich ein von der DEZA unterstütztes Projekt zum Ziel setzt, landesweit die Pflege zu stärken.

Text: Luca Beti

«Ich besuche die Familie Husarkic regelmässig. Der Vater leidet an Diabetes, die Mutter an Bluthochdruck, die Kinder sind arbeitslos, rauchen und sind vor kurzem Eltern geworden», sagt Samira Sejdinovic. Die Krankenschwester unterstützt seit neun Jahren benachteiligte Familien in der Stadt Tuzla. Neben der notwendigen Behandlung von Kranken, die nicht ins Spital gehen können, beugt Sejdinovic mit ihrer Arbeit auch nicht übertragbaren Krankheiten vor und fördert einen gesunden Lebensstil in der Bevölkerung. Wie viele Länder ist auch Bosnien und Herzegowina mit einer alternden Bevölkerung und einer Zunahme nichtübertragbarer Krankheiten wie Krebs, chronische Atemwegserkrankungen oder Herz-Kreislauf-Erkrankungen konfrontiert. Jährlich machen diese 80 Prozent der Todesfälle im Land aus.

Viele haben keinen Versicherungsschutz

Das dritte Ziel für eine nachhaltige Entwicklung der Agenda 2030 sieht vor, ein gesundes Leben zu gewährleisten und das Wohlbefinden aller Menschen in jedem Alter zu fördern. Um dies auch in Bosnien und Herzegowina zu erreichen, muss der Pflegesektor gestärkt werden. Genau dies verfolgt ein von der DEZA unterstütztes Projekt, welches in



Zusammenarbeit mit dem Universitätsspital Genf durchgeführt wird. Im Jahr 2011 wurde während einer Analyse eine Reihe kritischer Probleme im Gesundheitssystem festgestellt, darunter ein Mangel an Krankenschwestern und -pflegern. Grund dafür sind eine mangelnde Wertschätzung des Berufs, feh-

Auch in Bosnien und Herzegowina sind gut ausgebildete Pflegerinnen und Pfleger von entscheidender Bedeutung für das Pflegesystem.

© DEZA

lende praktische Fähigkeiten und zu viele Verwaltungsaufgaben, insbesondere in Krankenhäusern.

«Die Kapazitäten der Krankenschwestern und -pfleger zu stärken ist von entscheidender Bedeutung, sind sie doch diejenigen, die sich nicht nur um die Patientinnen und Patienten zu Hause kümmern. Sie betreiben auch Prävention und Beratung, welche eine Schlüsselrolle bei der Verringerung von Todesfällen spielen, die durch eine ungesunde Lebensweise verursacht werden», erklärt Alma Zukorlic von der Botschaft in Sarajevo. Von der Stärkung des Pflegesystems profitieren rund 20000 Krankenschwestern und Krankenpfleger (93 Prozent davon sind Frauen), 6000 Ärztinnen und Ärzte, die von einigen Aufgaben entlastet werden, und Patienten in abgelegenen Gebieten. Darunter befinden sich viele ältere Menschen, Behinderte, alleinerziehende Mütter, Arbeitslose sowie Menschen ohne Versicherungsschutz. Letzteres betrifft rund 15 bis 20 Prozent der Bevölkerung.

Ähnlich der Schweizer Spitex

Nach einer ersten Projektphase von 2012 bis 2017 endet die zweite Phase im November dieses Jahres. Die Initiative verfolgt drei Hauptziele: Unterstützung der Reform der Krankenpflegeausbildung an öffentlichen Schulen durch Anpassung der Lehrpläne an die EU-Standards; mehr Anstellungen von Krankenpflegern und verbesserte Qualität der Pflege, damit der Beruf einen höheren Stellenwert in der Gesellschaft, bei der Ärzteschaft und bei Patientinnen und Patienten erhält; Förderung und Verbesserung der Pflege in benachteiligten Gemeinden durch Dienste, die von der Versicherung anerkannt und von den Patientinnen und Patienten akzeptiert werden, so dass diese nicht für alle Arten von Pflege auf spezialisierte Ärzte angewiesen sind.

«Wir haben eine Dienstleistung eingeführt, die dem Schweizer Spitex-Dienst ähnelt», erklärt Alma Zukorlic, «aller-

dings profitieren davon nicht nur ältere Menschen, sondern alle Altersgruppen, vom Neugeborenen bis zum Greis. Ausserdem konzentrieren sich die Krankenschwestern und -pfleger nur auf die Gesundheitsversorgung. Sie bieten keine anderen Dienstleistungen an, wie beispielsweise die Verteilung von warmen Mahlzeiten.»

Ressourcen richtig und ausgewogen verteilen

In einer ersten Phase wurde das Modell der häuslichen Pflege in zehn Gemeinden eingeführt. Von den Diensten der Gemeindeschwestern profitieren mehr als eine halbe Million Menschen. «Ich helfe gesunden und kranken Menschen aus benachteiligten Gruppen. Bei diesen Treffen sensibilisiere ich sie für die Risiken einer ungesunden Lebensweise und eines gesundheitsschädlichen Lebensstils – dadurch konnte die Zahl der Spitalaufenthalte gesenkt werden», sagt Samira Sejdinovic.

Nun wird das Modell auf zwölf weitere Gemeinden ausgedehnt, so dass insgesamt 2,2 Millionen Menschen versorgt werden können, was rund 60 Prozent der Bevölkerung entspricht. Auch bei der Ausbildung wurden erhebliche Fortschritte erzielt: Fünf Fakultäten haben den Lehrplan ihres ersten Studiengangs an die EU-Richtlinien angepasst.

Trotz der erzielten Erfolge wurden noch nicht alle Projektziele erreicht. «Es braucht Zeit, weil es sich um sehr komplexe Prozesse handelt», sagt Alma Zukorlic. «Die Aufwertung des Pflegeberufs geschieht nicht von heute auf morgen. Was sich ändern muss, ist ihr Stellenwert in der Gesellschaft und im Sektor selber.» Die Veränderung beinhaltet auch die Sensibilisierung der Ärzteschaft, damit diese dem Pflegepersonal mehr Verantwortung bei der Patientenversorgung überträgt.

Ausserdem fehlt ein vollständiges und genaues Verzeichnis der Ausbildungsprofile und -tätigkeiten des Pflegeper-

sonals. «Ohne eine solche Datenbank ist es schwierig, die Aufgaben der Pflegenden und der entsprechenden Berufe systematisch zu verwalten», so Alma Zukorlic. «Schliesslich geht es darum, die Ressourcen im Gesundheitssystem richtig und ausgewogen zu verteilen.» ■

BERICHT ZUR PFLEGE

2020 veröffentlichte die Weltgesundheitsorganisation ihren ersten Welt-Pflege-Bericht. Darin weist sie auf den weltweiten Mangel an Krankenschwestern und Krankenpflegern hin. Gleichzeitig bemängelt sie die ungenügende Ausbildung, um bis 2030 eine allgemeine Gesundheitsversorgung auf nationaler und globaler Ebene zu erreichen, wie es die Agenda für nachhaltige Entwicklung vorsieht. Aus diesem Grund fordert sie in den nächsten zehn Jahren sechs Millionen neue Pflege-Arbeitsplätze sowie eine verbesserte Ausbildung und Anerkennung der Krankenschwestern und -pfleger. Der Bericht befasst sich auch mit der internationalen Mobilität des Pflegepersonals. Beispielsweise arbeitet jede achte Krankenschwester in einem anderen Land als ihrem Geburts- oder Ausbildungsland. Diese Migration gelte es zu steuern und zu überwachen, um Personalmangel und den ungleichen Zugang zu Gesundheitsdiensten in Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen zu vermeiden.

www.who.int (Suche: State of the World's Nursing Report 2020)
www.fondacijafami.org



ENTKOLONISIERTE HILFE IST NOCH IMMER EINE HERAUSFORDERUNG

Die Black-Lives-Matter-Bewegung hat die Diskussion über strukturellen Rassismus und Machtgefälle in den Bereichen humanitäre Hilfe, Entwicklungszusammenarbeit und Friedensförderung neu entfacht. Die Debatte erfordert einen offenen und ehrlichen Dialog, um ein Thema anzusprechen, das in der DNA der Entwicklungshilfe verankert ist.

Text: Luca Beti

Sein Spiegelbild aufmerksam zu betrachten, erfordert Mut und ein kritisches Bewusstsein. Genau dies verlangt die Black-Lives-Matter-Bewegung von den Akteuren, Organisationen und Agenturen, die sich für Entwicklungshilfe und internationale Zusammenarbeit einsetzen: in den Spiegel zu schauen, um Rassismus, Machtdynamiken und -gefälle zwischen dem Norden und dem Süden auszumachen, die auf die Kolonialzeit zurückgehen. «Humanitäre Hilfe, die die marginalisierten Gemeinschaften vor Ort nicht einbezieht, sie aussen vor und in Hilflosigkeit verharren lässt, funktioniert oft weiterhin in kolonialistischer Manier», bedauert Lumenge Lubangu, Rechtsvertreter der Vereinigung Überlebender des Makobola-Massakers vom Dezember 1998 in der Demokratischen Republik Kongo.

Zusammen mit 160 Aktivistinnen, Akademikern, Journalistinnen und Fach-

leuten aus aller Welt nahm Lumenge Lubangu im November 2020 an der von einer Koalition britischer NGOs lancierten dreitägigen Online-Beratung teil. Ziel dabei war, Erfahrungen, Empfehlungen und Ideen zum Rassismus- und Machtstrukturenproblem in der internationalen Hilfe zu teilen.

Aus den Ergebnissen hat die NGO Peace Direct den Bericht «Time to Decolonise Aid» publiziert. «Wir wollen zur Diskussion herausfordern und die Dekolonisierung von humanitärer Hilfe, Entwicklungszusammenarbeit und Friedenssicherung fördern. Sie sollen wirklich integrativ werden und Macht und Ressourcen an lokale Akteure übertragen werden», erklärt Shannon Paige, die Autorin des Berichts.

Struktureller Rassismus und Machtlogik

Die Entkolonisierung der humanitären Hilfe ist ein viel diskutiertes Thema. Fünf Jahre nach der am Gipfel von Istanbul 2016 unterzeichneten «Grand Bargain»-Vereinbarung ist es aktueller denn je: Obschon der humanitäre Sektor den Ungleichheiten im System den Kampf angesagt hatte, wurden Macht und Wirtschaftshilfe noch nicht an

lokale Akteure und Gemeinschaften übertragen. Dafür gibt es einige Gründe, unter anderem ein Projektmanagement, das bestehende Machtstrukturen zementiert. «Viele Projekte werden nach einer eurozentrischen Logik abgewickelt, die im Wesentlichen auf die Aufklärung zurückgeht», erklärt Kimon Schneider, Lehrbeauftragter und Förderer einer Veranstaltung zu

ENTKOLONISIERUNG AN DER UNI

Vom 1. bis 5. November 2021 bot das Nadel Center for Development and Cooperation der ETH Zürich die Lehrveranstaltung «Decolonizing Aid» an, um die Teilnehmenden dafür zu sensibilisieren, wie Machtstrukturen und kulturelle Wahrnehmungen aus der Kolonialzeit die Hilfspraxis bis heute beeinflussen. Im Kurs wurden Alternativen zur Entwicklungshilfe und die Folgen der Entkolonisierung der Hilfe für die internationale Zusammenarbeit aufgezeigt.

Time to Decolonise Aid
www.peacedirect.org
Power Awareness Tool
www.partos.nl
Decolonizing Aid
<https://nadel.ethz.ch>

Obschon der humanitäre Sektor - im Bild ein Flüchtlingslager in Syrien - den Ungleichheiten im System den Kampf angesagt hat, werden Macht und Wirtschaftshilfe noch immer nicht oder nur ungenügend an lokale Akteure und Gemeinschaften übertragen.

© Mohammad Abu Ghosh/Xinhua/eyevine/af

diesem Thema (siehe Kastentext) des Nadel Center for Development and Cooperation der ETH Zürich: «Es ist eine Logik, die das Konzept von Fortschritt und Entwicklung geprägt hat, das in der DNA des humanitären Sektors verankert ist und den Hilfeempfängern aufgenötigt wird.»

Das westliche und postkoloniale Muster kommt auch in der Stellenbesetzung zum Ausdruck. «Weshalb meinen wir, zur Umsetzung eines Projekts im Süden sei eine europäische oder amerikanische Fachkraft besser geeignet?», fragt Shannon Paige. «Statt den Einsatz westlicher Fachleute zu finanzieren, sollten NGOs und Geldgeber in lokale Forschende investieren.»

Der Bericht «Time to Decolonise Aid» weist auf andere Kontexte hin, die den sogenannten strukturellen Rassismus fördern. In der Entwicklungshilfe ist oft von «Kapazitätsaufbau» die Rede, einem Konzept, das suggeriert, den Gemeinschaften und Organisationen vor Ort fehle es an Kompetenzen, was die Vorstellung des «Wilden» im Süden wachhält, den es zu «zivilisieren» gilt. Auch wird an Treffen internationaler und lokaler Akteure meist Englisch gesprochen, sogar wenn Englischsprachige in der Minderheit sind. Die von den humanitären Akteuren verwendete Sprache ist voller Fachbegriffe,

die es den lokalen Mitarbeitenden oft verunmöglichen, sich aktiv in die Diskussion einzubringen, und die das ausgrenzende System und das Machtgefälle zwischen dem Norden und dem Süden verfestigen.

«VIELE PROJEKTE WERDEN NACH EINER EUROZENTRISCHEN LOGIK ABGEWICKELT.»

Kimon Schneider

«Wer definiert, was Wissen ist?», fragt Kimon Schneider. «Wer entscheidet, dass lokales und einheimisches Wissen weniger wichtig ist als das der Weltgesundheitsorganisation oder eines Universitätsprofessors?» Viele Geber, NGOs und Agenturen fördern deshalb den Informationsaustausch unter den Ländern des Südens. Doch auch da wird das Wissen nach westlichen Vorgaben und Werten bewertet. Erwähnt sei auch das Spendensammeln, welches mit Bildern hungernder Kinder oder von Menschen, die für Lebensmittel Schlange stehen, Mitgefühl und damit Spenden zu erzeugen versuchen. Diese Bilder verstärken die kollektive Vorstellung vom ohnmächtigen Afrikaner, der vom Westen, vom «weissen Retter» abhängig ist.

Lokale Akteure einbinden

«Seit Jahrzehnten ist in der einen oder anderen Form von der Entkolonisierung der Hilfe die Rede. Trotz allen Bemühungen, die Macht an den Süden zu übertragen, sind keine wesentlichen Fortschritte sichtbar. Zwar ist das Bewusstsein für die Problematik gestiegen, aber man hält mehr oder weniger am Status quo fest», sagt Kimon Schneider von der ETH. Das Rassismusproblem in der internationalen Zusammenarbeit ist schwierig zu lösen. Oft geht man davon aus, die humanitären Akteure könnten gar nicht rassistisch sein, weil sie doch «gute» Menschen sind, die ihr Leben dafür opfern, um Menschen in Not im Süden zu helfen.

Es gibt aber auch unbewusste und ritualisierte Verhaltensweisen. Der Schlüssel zur Veränderung liegt laut Lumenge Lubangu in der Einbeziehung der lokalen Akteure. «Ohne die Gemeinschaft vor Ort erreicht man nichts», sagt der Aktivist, der auch an einer Beratung der UNO zur Gewaltpräventions- und -reduktionsstrategien im Osten der Demokratischen Republik Kongo teilgenommen hat. «Die UNO-Truppen vor Ort wenden meine Anregungen als Modell für den Umgang mit der Unsicherheit in der Region an. Die ersten Ergebnisse sind vielversprechend.»

Dialog- und Konfrontationsräume

Der Bericht der NGO Peace Direct empfiehlt weiter: Geldgeber, Organisationen und politische Entscheidungsträger sollen das Vorhandensein von strukturellem Rassismus anerkennen. «Das bedeutet nicht, das Gute, welches der Sektor leistet zu verleugnen oder die internationale Zusammenarbeit abzulehnen. Aber es besteht eine kollektive Verantwortung, dieses Problem anzugehen», heisst es im Dokument.

Vorgeschlagen wird auch, Dialog- und Konfrontationsräume zu den systemischen Machtgefällen zu schaffen, um gerechtere Partnerschaften mit lokalen Gemeinschaften zu fördern und die Entscheidungsfindung in den Süden zu verlagern. Diese Idee unterstützt auch Kimon Schneider: «Wir brauchen einen konstruktiven Dialog zwischen Menschen aus der ganzen Welt, um eine bessere Welt zu schaffen. Das entscheidende Element dabei ist die Haltung, die bescheiden, selbstkritisch, offen und bewusst sein muss.» Für Shannon Paige ist der Bericht «Time to Decolonise Aid» nur der Anfang eines Wegs, den die humanitäre Hilfe und die internationale Zusammenarbeit gehen müssen: «Die Debatte über die Entkolonisierung der Hilfe ist wichtig, reicht aber nicht weit genug. Was wir brauchen, ist eine Umgestaltung der Machtstrukturen.» ■

WIE FUNKTIONIERT MACHT?

Partos, der Dachverband von Hollands Nichtregierungsorganisationen, hat ein Werkzeug entwickelt, mit dem sich Machtgefälle im Entscheidungsprozess identifizieren lassen. Das «Power Awareness Tool» wird zurzeit von holländischen Organisationen genutzt, um die Beziehungen zwischen internationalen und lokalen NGOs sichtbar zu machen. Damit sollen das Verständnis für die Funktionsweise der Machtverhältnisse und die Übertragung von Macht an lokale Entwicklungsakteure verbessert werden.

Carte blanche

EIN FREIER UND SICHERER ORT

KAMBODSCHA IST AUF DEM INDEX ZUR MEDIENFREIHEIT AUF PLATZ 144 VON 180 LÄNDERN ABGERUTSCHT.

Ein neuer Ethikausschuss beunruhigt die kambodschanischen Medienschaffenden. Er soll die Arbeit und Ethik dieser Berufsgruppe überprüfen. Dem Ausschuss gehören mehr als zehn der insgesamt 15 Mitglieder aus dem Innen- und dem Informationsministerium an, was auch bei internationalen Medienbeobachtern und bei Medienschaffenden Besorgnis ausgelöst hat. «Es gibt keine Transparenz hinsichtlich der Entscheidungen des Ausschusses. Auf welcher Grundlage werden die Mitglieder beurteilt, ob dieser oder jener Journalist <unethisch> gehandelt hat?», sagte Daniel Bastard, Leiter der Asien-Pazifik-Abteilung bei Reporter ohne Grenzen (RSF). Dies mache das Verfahren «völlig willkürlich».

Der Sprecher des Informationsministeriums, Meas Sophorn, erklärte gegenüber dem lokalen Medienunternehmen Thmey Thmey, dass der Ausschuss positive und negative Verstärkung einsetzen werde. Medienschaffende, die ihre Arbeit gut gemacht hätten, würden «gelobt». Das Komitee werde aber auch «Einzelpersonen und Organisationen finden und bestrafen, die gegen ethische und professionelle Standards verstossen. Damit soll sichergestellt werden, dass sie ihr Verhalten ändern», sagte er. Die kambodschanische Regierung geht seit langem nicht nur hart gegen die Zivilbevölkerung, sondern auch gegen unabhängige Medien und Medienschaffende vor, die kritische Artikel über die Regierung und mächtige, gut vernetzte Personen schreiben. In den RSF-Jahresberichten 2020 und 2021 belegt Kambodscha in Bezug auf die Pressefreiheit noch Platz 144 von 180 Ländern. Dieser Rang ist in den letzten fünf Jahren kontinuierlich gesunken. Daniel Bastard sieht die Gründe im unbefriedigenden rechtlichen Um-

feld für die Pressefreiheit, der hohen Medienkonzentration, der politischen Einflussnahme zwischen Medienmagnaten und Regierungsbeamten sowie der strengen Selbstzensur der Mainstream-Medien.

Die kritische Lokalzeitung Cambodia Daily wurde 2017 eingestellt, nachdem die Regierung dem Unternehmen eine Steuerrechnung von mehr als sechs Millionen Dollar auferlegt hatte. Zwei Reporter der Zeitung wurden wegen «Anstiftung zu einer Straftat» angeklagt – sie hatten Bürgerinnen und Bürger zu ihrer Stimmabgabe befragt. Ebenfalls 2017 wurde die unabhängige Nachrichtenzeitung Phnom Penh Post an einen malaysischen Verleger mit Verbindungen zur Regierung verkauft. Auch sie war mit einer hohen Steuerschuld belegt worden. Dutzenden von Radiosendern, die als Relaisstationen für internationale Medien arbeiteten, verloren ihre Lizenzen.

Ith Sothoeuth, Mediendirektor des Cambodian Center for Independent Media (CCIM) sagt, dass Journalisten oft von den Behörden eingeschüchtert und bedroht würden. Er befürchtet, dass der Ausschuss benutzt werden könnte, solche Aktionen zu rechtfertigen. Und es sei ungewiss, welche Art von Strafe er verhängen könnte und wie gerecht die Urteile ausfallen würden. Die NGO Freedom House stufte 2020 Kambodscha in eine Gruppe von Ländern ein, in denen die politischen Rechte und bürgerlichen Freiheiten eingeschränkt sind.

Die freischaffende Journalistin Kong Meta sagt: «Niemand sollte das Recht haben sollte, uns vorzuschreiben, was wir tun dürfen und was nicht, oder uns zu disziplinieren, nur weil wir unsere Arbeit machen. Die professionellen Me-

dienschaffenden, die wir kennen, müssen den Verhaltenskodex und die Professionalität bereits respektieren. Was wir dringend brauchen, ist ein freier und sicherer Ort, an dem wir unserer Arbeit unabhängig und professionell nachgehen können. Wir sind der Öffentlichkeit gegenüber rechenschaftspflichtig und brauchen kein Komitee, dass uns zur Ordnung ruft.» ■



BOPHA PHORN ist eine freie Reporterin aus Phnom Penh. Sechs Jahre arbeitete sie als Reporterin und Redaktorin für die englischsprachige Tageszeitung «The Cambodia Daily», während drei Jahren unterrichtete sie Journalismus an einer Universität in Phnom Penh. Bopha Phorn absolvierte ein Praktikum bei der Nachrichtenagentur Associated Press (AP) in New York und arbeitete acht Monate lang für den US-Fernsehsender ABC. Sie schrieb für «Voice of America», «Al Jazeera», das International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) und die «Nikkei Asian Review». Für ihre Reportage über illegale Abholzung erhielt Bopha Phorn 2013 den «Courage in Journalism Award» der International Women's Media Foundation (IWMF). Bopha Phorn ist Co-Autorin der Anthologie «Phnom Penh Noir» und des Essay-Bandes «When We Are Bold», der herausragende Frauen aus aller Welt vorstellt.

ZWISCHEN ÄGYPTEN UND FRANKREICH: DIE FILMWELT TUNESIENS

2021 figurierte mit «The Man Who Sold His Skin» zum ersten Mal ein Film aus Tunesien unter den letzten fünf Titeln, die im Rennen blieben für den fremdsprachigen Oscar. Kaouther Ben Hania, die Regisseurin des Films, gehört einer Generation von Filmschaffenden an, die seit dem Arabischen Frühling Tunesiens Kino thematisch geöffnet hat. Walter Ruggie* betrachtet die spezielle Situation des kleinen Filmlandes.

Das Filmangebot im Maghreb war jahrzehntelang von der Filmunterhaltungsmetropole Kairo und vom indischen Bombay geprägt. Ägyptische Melodramen, Bollywood-Epen und ihre Stars sind populär. Daneben existierte ein eigenes Filmschaffen, das mit dem Arabischen Frühlings Auftrieb verspürte, wenn sich auch nicht alle Träume der demonstrierenden Jugend nach dem 14. Januar 2011 erfüllt haben. Der Frühling hat in Tunesien nicht alle Strukturen verändert, aber immerhin das Regime von Ben Ali beseitigt und neue

Spielräume eröffnet. Bis dahin wurde das zauberhafte Dekor des Landes gerne für internationale Produktionen genutzt – von «Jesus of Nazareth» über «Star Wars» und «Indiana Jones» zu «The English Patient». Jetzt kann es freier und eben auch gesellschaftskritischer bespielt werden.

Das tunesische Filmschaffen liegt zwischen Ägypten und Frankreich. Nach der Unabhängigkeit 1956 zogen sich die Franzosen zwar zurück, es blieben Sprache, Migration, kulturelle Verschrän-

kungen und eine Schuld, die sich in finanziellem Engagement niederschlägt, auch in der Filmproduktion. Kaum ein tunesischer Film entsteht ohne französische Mittel. Selbstlos ist das Verhalten in Paris freilich nicht, denn Frankreich profitiert auf allen möglichen Ebenen: von der Auslastung der Infrastruktur bis hin zum Gewinn aus der Verwertung von Filmrechten. Wenn man die Kinostruktur im 12-Millionen-Land Tunesien anschaut, sind viele der 41 Leinwände in französischem Besitz und werden, wie das 2018 von Gaumont-



- 1 «Satin Rouge» von Raja Amari
- 2 «A peine j'ouvre les Yeux» von Leyla Bouzid
- 3 «Le Collier perdu» von Nacer Khemir
- 4 «Fatma» von Khaled Gorbali
- 5 «La Belle et la Meute» von Kaouther Ben Hania

© trigon-film



3

Pathé eröffnete erste Multiplex in Tunis, von Paris aus betreut.

Einfluss auf Frankreichs Filmschaffen

Filmschaffende aus dem Maghreb bilden sich in Paris aus, sammeln Erfahrungen auf französischen Produktionen und haben oft zwei Domizile oder auch zwei Pässe. Einige bleiben und prägen das französische Kino mit, drehen wie der gebürtige Tunesier Abdellatif



4



2



5

Kechiche französische Filme und holen für Frankreich in Cannes die Goldene Palme («La vie d'Adèle», 2013). Der Film dreht sich in einer Freizügigkeit, die in Tunesien unmöglich wäre, darum, was ein Mann sich unter einer lesbischen Beziehung vorstellen mag. Andere erzählen romantisiert von der Heimat ihrer Eltern, wie die in Frankreich geborene Manele Labidi «Un divan à Tunis» (2019) oder thematisieren die Situation der arabischstämmigen Jugend in Frankreich, angefangen bei Mehdi Charaf («Le Thé au Harem d'Archimède», 1985) bis hin zu Leyla Bouzid, die in ihrem 2021 in Cannes präsentierten Film «Une histoire d'amour et de désir» von der schwierigen Befreiung eines jungen Muslims in Paris erzählt und vom Zwiespalt, in einem religiösen Haushalt aufzuwachsen, der dem Umfeld draussen nicht entspricht.

Leyla Bouzid, Jahrgang 1984, stammt aus einer Künstlerfamilie. Ihr Vater Nouri Bouzid gehört zu den renommiertesten Filmschaffenden in Tunesien und hat mit Filmen wie «Bezness» schon 1992 den sexuell aufgeladenen Tourismus in seiner Heimat aufgegriffen. Tochter Leila genoss ihre Filmbildung in Paris, hat den Abschlussfilm «Soubresauts» kurz vor der Revolution in Tunis gedreht, den ersten Spielfilm «A peine j'ouvre mes yeux» 2014 in der neuen Freiheit danach. Er spielt kurz vor dem Umbruch, hätte vor diesem aber nicht gedreht werden können. Das vibrierende Porträt handelt von einer jungen Frau, die gegen männliche Strukturen Sturm läuft, abhebt und auf den Boden der Realität fällt.

Tonangebende Regisseurinnen

Betrachtet man das Filmschaffen im Maghreb, so fällt Tunesien mit einer grossen Zahl an Frauen auf, die Regie führen. «Wenn wir seit der Revolution etwas erreicht haben, dann ist es, dass wir jetzt sprechen können», sagt die Tunesierin Kaouther Ben Hania. Es sei eine richtige Erleichterung, denn wenn man spreche, könne man sich auch von

Lasten befreien. Die dokumentarische Form, mit der sie ihre ersten Schritte gemacht hat («Le chahat de Tunis», 2013), sieht die 1977 geborene Filmemacherin als «symptomatisch für das Bedürfnis, in die Realität zurückzukehren, nachdem die Diktatur uns eingesperrt hatte in einer aseptischen, verkitschten und klischeehaften Welt.»

Für Kaouther Ben Hania war eines klar: «Ich wollte über all die Frauen reden, deren Stimmen nicht gehört werden.» Sie hielt den Männern einen Spiegel vor Augen, der die gesellschaftliche Realität klar und deutlich zeigt. Im ersten Spielfilm, «La belle et la meute» (2017), schildert sie die Nacht des Herumirrens einer von zwei Polizisten vergewaltigten Frau, die Klage erheben möchte, aber nicht gehört wird. Die Produktion wurde vom neu aufgestellten Kulturministerium unterstützt, was für die Regisseurin ein starkes Symbol war «von Unterstützung in einer Zeit, in der genereller Pessimismus herrscht in Tunesien, ein Zeichen, dass sich Dinge im Land verändern».

Im Gespräch mit ihr und anderen Filmschaffenden aus Tunesien wird klar, was man auch den Filmen der letzten Jahre ansieht: Im Kino wurde ein Ventil geöffnet. Jetzt galt es, das Leben zurückzugewinnen mit Geschichten, die es schreibt, mit Träumen, die es hervorbringt und mit Ängsten, die die Menschen umtreiben.

Nicht dass es vor 2011 keine sehenswerten Filme gegeben hätte. Sie erzählten wie Férid Boughedirs «Halfaouine» (1990) vom Heranwachsen, von einer Mutter-Tochter-Beziehung und den Widersprüchen des Frauenbilds in der männlichen Gesellschaft («Satin Rouge» von Raja Amari, 2002), betrachteten den familiären Alltag oder sprachen Tabus an wie jenes des innerfamiliären Missbrauchs, der für einen Mann keine Folge hatte aber Ächtung für die Frau («Fatma» von Khaled Ghorbal, 2001). Andere wie der Poet Nacer Khemir pflegten die alte arabische Erzähltradition, bewegten sich in zeitlosen mysti-

schen Räumen und erzählten von der Suche nach den Begriffen der Liebe und von Derwischen («Bab'Aziz», 2005).

Keine Angst mehr

Nach der Revolution reizte man inhaltlich wie formal die Möglichkeiten aus, erzählte von einem Mann, der sich zwischen zwei Frauen, die für unterschiedliche Welten stehen, entscheiden soll («Hedi» von Mohamed Ben Attia, 2016) oder von einem Deserteur, der sich in einen Wald zurückzieht und dort einer Schwangeren begegnet, die ihrerseits von zuhause abgehauen ist («Tlames» von Ala Eddine Slim, 2019). Wegbereitend für viele war die 2021 verstorbene Moufida Tlatli, die als Cutterin für die halbe arabische Regisseurenwelt gearbeitet hatte, bevor sie 1994 die erste Frau im arabischen Raum war, die einen Spielfilm drehte: «Les Silences du Palais». Ihr Film gehört zu den Glanzlichtern des tunesischen Kinos, die Regisseurin führt uns auf eine Reise in die dunkleren Tiefen der Gesellschaft, wo neben dem Schweigen (der Frauen) die «Chaifa» das Geschehen prägt: die Angst.

Wenn Filmschaffende wie Kaouther Ben Hania heute keine Angst mehr haben und das Schweigen der Frauen brechen, dann haben sie das auch Moufida Tlatli zu verdanken. «The Man Who Sold his Skin», der es als erster tunesischer Film 2021 im Oscar-Rennen in die Endrunde schaffte, ist ein starker Beleg dafür, dass die neue Freiheit genutzt wird. Ben Hania erzählt von einem syrischen Flüchtling, der in Jordanien festsitzt und es als Kunstwerk schafft, nach Europa zu gelangen. Als käufliche Ware ist ihm das möglich, was ihm als Mensch verwehrt bleibt. ■

** Walter Ruggle ist Publizist und leitete von 1999 bis 2020 die Stiftung trigon-film, die sich für das Kino des Südens und des Ostens engagiert.*



© DEZA

FÜR DEN PLANETEN – FÜR DIE MENSCHEN

The International Cooperation Forum, Switzerland

Welche Rolle kann die internationale Zusammenarbeit im Kampf gegen die Klimaerwärmung spielen? In welche Richtung muss sie sich entwickeln? Wie lassen sich ihre Aktionen umweltfreundlicher, respektvoller und klimaneutral gestalten? Wie kann sie an mehreren Fronten aktiv sein, um das Phänomen zu verlangsamen, Risiken zu mindern oder die Resilienz der Bevölkerung zu erhöhen? Wo stehen wir heute und welche Auswirkungen hat der Klimawandel bezogen auf die Ziele der Agenda 2030?

Vom 31. März bis zum 1. April 2022 organisiert die DEZA zusammen mit Partnern in Genf einen internationalen Kongress, um Antworten auf diese Probleme zu finden. Im Zentrum stehen dabei Fragen zur Vertiefung und Effizienz der internationalen Zusammenarbeit angesichts der Klimaherausforderungen. Internationale Expertinnen und Experten diverser

Bereiche (Wissenschaft, Politik, Zivilgesellschaft, internationale Zusammenarbeit) werden am Event teilnehmen, dessen vorrangiges Ziel die Suche nach Lösungen ist. Zu Wort kommen Stimmen aus Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft. Auch die Jugend wird am Forum zur Sprache kommen. Im Rahmen des Wettbewerbs «Together we're better» und der Initiative «One Million Youth Actions Challenge» werden sich die jungen Leute austauschen, ihre Kenntnisse erweitern und ihr Engagement für die internationale Zusammenarbeit vertiefen können.

«For the Planet. For the People. The International Cooperation Forum, Switzerland»; 31. März bis 1. April 2022; Genf, Internationales Kongresszentrum (CICG); Der Kongress wird hybrid und CO₂-neutral abgehalten.

www.icforum.swiss

MUSIK

FASZINIERENDER DIALOG



(er) Da schwebt sie in die Höhe, dann fällt sie wieder in die Tiefe, mal tönt sie heiter, mal ernst, bisweilen ist sie ruhig leise, aber auch aufgeregt laut: Das ist der einzigartige Stimmumfang von Namgar

Lkhasaranova. Die Sängerin wuchs in der russischen Republik Burjatin auf. Der von den dortigen Nomaden praktizierte tibetische Schamanismus fließt in ihre Lieder ein. So kreiert Namgar mit Musikern aus Burjatin, Russland, Norwegen und Kanada musikalische Visionen von weiten Steppen und schroffen Bergketten, Wäldern und Seen. Zu den mongolischen Klanglandschaften tragen die Instrumente Yatag (13-saitige Zither), Chanza (dreisaitige Laute), Morin Khuur (zweisaitiges Streichinstrument) und Khomus-Maultrommel bei. Dazu kommen Drums, E-Bass und -Gitarre, die behutsam rockende und poppige Spuren hinterlassen – ein faszinierender Dialog zwischen Tradition und Moderne. *Namgar: «Nayan Navaa» (Arc Musi/Naxos)*

«NACHTIGALL VON TIMBUKTU»



(er) In ihrer Heimat Mali wird sie als «Nachtigall von Timbuktu» verehrt: die 2018 verstorbene Sängerin Khaira Arby. Sie erhob ihre kehlige, kräftige und zuweilen schrille Stimme gegen die Zwangsheirat, wie sie ihr selbst widerfuhr. Sie prangerte in Arabisch, Bambara, Tamasheq,

Songhai und Französisch die weibliche Genitalverstümmelung und die Korruption im Lande an. Sie flüchtete 2012 aus Timbuktu, weil Islamisten drohten, ihr die Zunge abzutrennen. Zwei Jahre zuvor präsentierte sie ihre sozialen und spirituelle Anliegen an ihrem ersten US-Auftritt in New York, dessen Aufzeichnung nun posthum erschienen ist. Zu hören ist ein elektrisierendes Konzert mit einer Musik, die geprägt ist von rockigen wie traditionellen Saitenklängen, von fesselnden Polyrhythmen und von einem vielschichtigen Klangmelange, in dem auch Desert-Blues-Feeling aufkommt. *Khaira Arby: «New York Live» (Clermont Music)*

FRÖHLICHES DOPING



(er) Reggae, Ska, Rumba, Cumbia und Bolero bilden einen mitreissenden Reigen und wird zum Mestizo-Stil, den das spanische Ensemble Amparanoia auf unvergleichliche Art zelebriert. Es feierte um die Jahrtausendwende grosse Erfolge. Nun präsentiert die Band mit ihrer charismatischen Leaderin Amparo Sánchez nach langer Auszeit die CD «Himnopsis Colectiva». Der Titel ist ein Wortspiel aus Hymne, Hypnose und Gemeinschaft, der die negativen Corona-Lockdown-Emotionen widerspiegelt und als Gegenpart die positive Kraft von Musik betonen soll. Dazu tragen Texte über alltägliche Begebenheiten bei, vorgetragen von der 52-jährigen Sängerin mit ausdrucksstarker, warmer Stimme. Zudem bieten Carmen Niño (Bass), Maylin Johoy (Drums) und Angie Lofer (Keyboards) sowie Willy Fuego (Gitar) und José Alberto Varona (Trumpet) virtuos ein fröhliches Doping für die allmähliche Rückkehr ins Normalleben. *Amparanoia: «Himnopsis Colectiva» (Mamit Records/Galileo Music)*

BÜCHER

JENSEITS DES BINÄREN



(bf) Das Ausstellungs- und Recherche-projekt «Digital Imaginaries» brachte 2018 Kunstschaaffende sowie Produzentinnen und Produzenten aus Kunst und Wissenschaft zusammen, um digitale Entwicklungen auf dem afrikanischen Kontinent zu untersuchen. Mit ihrer Zusammenarbeit wollten dabei das Afropixel-Festival in Dakar, das Wits Art Museum und das Fak'ugesi Festival in Johannesburg sowie das Zentrum für Kunst und Medien in Karlsruhe erstmalig die komplexen Wechselbeziehungen zwischen technologischen Entwicklungen und Vorstellungen in Afrika sichtbar machen. Das Buch «Digital Imaginaries» präsentiert die Ergebnisse dieses Austauschs, welche sich mit so unterschiedlichen Phänomenen beschäftigt wie dem konfliktreichen Abbau von Mineralien, Videospiele, experimenteller Architektur, der Digitalisierung von Wahlen, den Beziehungen zwischen Mensch und Technik oder den Grenzen der Vernunft. *«Digital Imaginaries – Afrikanische Positionen jenseits des Binären»; Kerber Verlag, 2021*

TRAUMREISE



(bf) Das Kinderbuch «Spiky's Traumreise nach Afrika» erzählt die Geschichte eines Igels, der in seiner Traumwelt nach Uganda reist und dort so manches Abenteuer erlebt und neue Tierfreundschaften schliesst: sei es mit der Schreiseeadler-Dame Amira, dem Silberrücken-Gorilla Ezzike oder dem sanften Elefanten Elat. Der Berner Pädagoge David Weidner schrieb die Geschichte, der Kunstlehrer Ivan Ssebulime vom EDI Buwera Vocational Colleges in Uganda hat Spiky's Reise

einfühlsam und farbig illustriert. Das Buch entstand im Rahmen des Afrika Rise Project, einer handwerklichen Berufsschule in Uganda, in das auch die vollständigen Einnahmen des Buchverkaufs fliessen. *«Spiky's Traumreise nach Afrika» von David Weidner & Ivan Ssebulime; Verlag Tipp4*

DREI FRAUENLEBEN



(bf) Die 1973 in Duala, Kamerun, geborene Hemley Boum verwebt in ihrem neusten Roman «Die Tage kommen und gehen» nicht nur drei bewegende Frauenschicksale, sondern erzählt damit gleichzeitig die Geschichte Kameruns von der Kolonialzeit über den Befreiungskrieg bis hin zum Terror von Boko Haram. Sie erzählt von der Schülerin Anna, die – befeuert vom Lob französischer Ordensfrauen – alles daran setzt, durch westliche Bildung einem Leben als Bäuerin zu entkommen und auch dann die Oberhand über ihr Leben behält, als sie früh schwanger wird. Sie erzählt von der Journalistin Abi, die ihr gutbürgerliches Familienleben durch eine Affäre riskiert. Und sie erzählt von Tina, einer jungen Nachbarin Annas in Duala, die in die Fänge von Islamisten gerät. Der Roman wurde 2020 mit dem Prix Ahmadou Kourouma des Salon du Livre in Genf ausgezeichnet. *«Die Tage kommen und gehen» von Hemley Boum, Peter Hammer Verlag, 2021*

LIBERIA



(bf) Während des Bürgerkriegs in Liberia in den 1990er-Jahren gingen die Berichte über die Gräueltaten der Warlords und ihrer Milizen um die Welt. Als Korrespondent für europäische Medien vor Ort berichtete damals auch der Reporter und Fotograf

Andreas Herzau über die Flüchtlingsbewegungen im westafrikanischen Land. Als dann in den Jahren 2005/6 ein erfreulicher Aufarbeitungs- und Demokratisierungsprozess in Liberia einsetzte, stiessen diese Entwicklungen in der westlichen Welt kaum mehr auf Interesse. Herzau wurde bewusst, wie sehr das europäische Bild von Afrika durch den Fokus auf Kriege und Krisen geprägt ist, worauf er 2019 beschloss, mit einer neuerlichen Reise nach Liberia ein Experiment zu wagen: Dabei ging er der Frage nach, ob es tatsächlich so schwierig sei, Liberia unvoreingenommen zu sehen, ein Interesse am Positiven zu entwickeln und dafür eine optische Sprache zu finden. Die Antwort gibt sein Buch «Liberia» und seine meist farbenfrohen, mal poetischen, mal humorvollen Bilder, welche ein mutiges Land im Aufbruch zeigen. *«Liberia» von Andreas Herzau; Nimbus Verlag 2021*

LEHRMITTEL

VIRTUELLE EINBLICKE



(dg) Stärkung der Arbeitsrechte in einer Textilfabrik in Nicaragua, Schule ohne Schranken für Kinder mit Behinderung in Simbabwe, Kunst gegen Gewalt in Kolumbien: Mit der App «Actionbound» können Schüler und Schülerinnen sieben virtuelle Projektbesuche in anderen Ländern unternehmen. Thematisch drehen sich die multimedialen Erlebnistouren, welche über das Bildungsportal *éducation21* vermittelt werden, um soziale Gerechtigkeit (z.B. Integration, Inklusion, Kinderrechte). Sie sind für Gruppen

konzipiert und beinhalten Bild-, Text- und Filmmaterial sowie Rätsel, Quizze, Abstimmungen und die Aufforderung, eigene Lösungen zu suchen. Weitere Materialien wie Arbeitsblätter und eine Weltkarte können ergänzend dazu genutzt werden. *«Virtuelle Projektbesuche – Gerechtigkeit weltweit», Lernspiel von Brot für die Welt/2019; App, Geografische Karte und Arbeitsblätter; für Zyklus 3 und Sekundarstufe II (Berufsbildung). www.education21.ch (Suche: Virtuelle Projektbesuche)*

WEITERBILDUNG

NACHDIPLOME

Das «Nadel – Center for Development and Cooperation» der ETH Zürich bietet im Frühlingsemester 2022 folgende Weiterbildungskurse an:

- Planning and Monitoring of Projects (28.2.–4.3.)
- Fragile Contexts – the Nexus between Humanitarian Aid, Peace Processes and Development (7.3.–11.3.)
- Towards Food and Nutrition Security (14.3.–18.3.)
- Evaluation of Projects and Programs (21.3.–25.3.)
- Mediation Process Design: Supporting Dialog and Negotiation (28.3.–1.4.)
- ICT4D – Concepts, Strategies and Good Practices (4.4.–8.4.)
- Contemporary Development Debate – Fighting Extreme Poverty in the 21st Century (11.4.–13.4.)
- M4P – Making Markets Work for the Poor (2.5.–6.5.)
- Finanzmanagement von Projekten (9.5.–12.5.)
- Disaster Risk Reduction (16.5.–18.5.)
- Leveraging Private Impact Investors in Development Cooperation (23.5.–24.5.)
- Advanced Monitoring and Evaluation in Learning Organizations (30.5.–1.6.)
- Gender and Economics (13.6.–17.6.)

Anmeldung und Informationen:

www.nadel.ethz.ch

FERNSUCHT



Vom Jodeln, Krimanchuli und Joik

Nadja Räss, Dozentin für Jodeln an der Hochschule Luzern, schaut gerne über eigene und andere Grenzen hinaus.

Als Jodlerin liegen meine Wurzeln natürlich in der Schweiz, wo ich mit der hiesigen Tradition, der Kultur und dem Singen aufgewachsen bin. Jodeln hat mich schon immer fasziniert – jede Stimme besitzt ihre Eigenheiten und eine eigene Klangfarbe. Das Singen hat mich an die verschiedensten Orte und in viele Länder gebracht: Japan, USA, Afrika. Ich schaue gerne über Grenzen hinaus, auch beim Jodeln. Immer wieder finde ich Parallelen zum Jodeln, etwa beim Joik, einem schamanischen Gesang der Samen, der auch ohne Worte auskommt. Der typisch rufende Charakter des Jodelns findet sich auch in afrikanischen Gesängen wieder. Gut bleibt mir ein Konzert im Rahmen des Festivals «Klangwelt Toggenburg» in Erinnerung, als Muotathaler Jodler ihren Jutz gemeinsam mit einer afrikanischen Formation aus dem Kongo sangen. Neben neuen und traditionellen Formen des schweizerischen Jodelns faszinieren mich Projekte mit Sängerinnen aus anderen Kulturkreisen. In einem davon sang ich mit sechs anderen Frauen aus dem Kongo, Schweden, Georgien, der Ukraine und Finnland. Anita aus dem Kongo brachte beispielsweise eine rhythmische Komponente hinein, Tamar den typisch georgischen Krimanchuli-Gesang und Leena aus Schweden den Diddling-Gesang. Die Musik und den Gesang aus unterschiedlichsten Ländern durch unsere Stimmen zu Sprache und Kommunikation werden zu lassen, war äusserst spannend. Die Faszination des Singens liegt auch darin, mit der Stimme und dem Körper eins zu werden. Durch die Auseinandersetzung mit anderen Gesangstechniken und Kulturen lerne ich ganz neue Klänge und Facetten meiner eigenen Stimme kennen. Ich höre gerne und oft skandinavische Volksmusik, insbesondere den finnischen Joik-Sänger Wimpe Saari und das schwedische Frauen-Trio Irmelin mit ihrem Diddling-Gesang.

(Aufgezeichnet von Beat Felber)

IMPRESSUM

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Patricia Danzi (Gesamtverantwortung)
Barbara Hell (Gesamtkoordination)
Beat Felber, Luana Nava, Marie-Noëlle Paccolat, Charlotte Stachel, Özgür Ünal

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion), Luca Beti (lb), Zélie Schaller (zs), Samuel Schläfli (sch), Christian Zeier (cz)

E-Mail: info.deza@eda.admin.ch

Gestaltung, Lithografie und Druck

Stämpfli AG, Bern

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: Kommunikation EDA, Bundeshaus West, 3003 Bern

E-Mail: deza@gewa.ch

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage: 47 400

Titelseite: Forschung für resistenter Reissorten am International Rice Research Institute (IRRI) auf den Philippinen.

© Luis Liwanag/NYT/Redux/laif

ISSN 1661-1667

www.eine-welt.ch

www.deza.admin.ch

**«Oberstes Ziel sind nicht wissenschaftliche
Publikationen, sondern konkrete Produkte,
die den Menschen helfen.»**

Jean Claude Rubyogo, Seite 8

**«Der Mut kommt von der Angst - wir wollen
nicht wieder zurück in
die Dunkelheit der Militärdiktatur.»**

Sajjai, Seite 22

**«Viele Eltern denken, dass ihre Mädchen bluten,
weil sie Sex mit einem Mann hatten.»**

Kaleab Getaneh, Seite 28
